P. o. germ.
282
tc

4°. o. germ. 282 tt Drobisch

Humoristische

Barrikaden.

Von

Theodor Drobisch.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Leipzig.

Verlag von Carl Schmaltz.

1849.

430. B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Von Vier bis Sechs.

Komisches Originalgemälde in einem Aufzug und drei Rahmen.

Aufgeführt auf dem Königstädtschen Theater zu Berlin; Hamburg (Tivoli=Theater); Bremen, Lübeck, Glogau, Zürich, Königsberg, Magdeburg, Prag und auf dem Josephstädtschen Theater zu Wien.

Personen.

Der Gerichtsrath.
Herr von Storch.
Advokat Kraft.
Laurentius, Agent.
Jacob Still, Schreiber bei einem Notar.
Frau Merau, eine Trödlerin.
Viola, Tochter des Stadtmusikus.
Caroline, deren Mädchen.
Florian, Musikus.
Waldmann, Tabagist.
Seine Frau.
Ein junges Mädchen, deren Anverwandte.
Ein Postillon.
Ein Gerichtsdiener.

Marqueure, Gäste, Musiker und Gerichtsdiener.

(Scene eine große Stadt.)

Erstes Bild.

(Ein ärmliches Stübchen; zur rechten Seite ein Tisch, worauf einige alte Bücher und Schreibmaterialien. Nach dem Aufrollen des Vorhanges schlägt eine Thurmuhr Vier.)

Erster Auftritt.

Laurentius (durch die Mittelthür eintretend).

Schon vier Uhr, und alle Wege nach ein paar Thalern Geld umsonst. Ich sage das: wo das Geld liegt, da liegt's mit Macht, und unsereinem wäre mit hundert Thalern für immer geholfen.

(Er nimmt seinen Hut ab.)

Na, meine Garderobe! An den Rockärmeln kann man Leinweberei studiren, und hier, mein Wasserdichter ist ein Epigramm auf alle Hutmacher. Dazu nicht einmal eigner Herr in diesen vier Wänden, die ich mit meiner Wirthin, einer Trödelfrau, theilen muß; eine Frau, die früher Marketenderin bei einem französischen Regimente war, und sich hier niedergelassen hat. (Er sieht durch's Fenster.) Da kommt der Briefträger auf's Haus zugesegelt. Er wird doch nicht — einen Brief an mich — wahrhaftig! er blickt herauf — einen Brief und keinen Sechser! — Vielleicht drei, vier Groschen Porto; am Ende gar Postvorschuß! (Er rennt auf und nieder und sucht in den Taschen.) Keinen Heller! Leer, wie die Welt vor ihrer Erschaffung!

Frau Merau (vor der Thür). Très bon, Monsieur! — Werd's besorgen.

Laurentius. Auch noch die Alte mit ihrer gefälligen Miethe, zahlbar der Wechsel beim Advokaten. Himmel! leg' dich d'rein, oder ich bin verloren!

Zweiter Auftritt.

Der Vorige. — Frau Merau (einen langen Ueberrock von Nankin überm Arm hängend, tritt ein. Laurentius geht unruhig auf und ab).

Merau. Heut' doch einmal ein Handel, der sich gewaschen hat. Einen Rock vom Chevalier Claraveaux, ein Rock vom ersten maître tailleur aus Paris. (Sie hängt ihn an die Wand.) Da läßt sich noch ein Stück Geld verdienen, denn sonst ist gar nichts mehr. Die Zeiten werden immer schlechter, kein Mensch will bezahlen, aber Obdach und Essen wollen sie Alle haben.

Laurentius. Madame!

Merau. Madame hin! Madame her! Morbleu! ich habe die Sache satt, und will wissen, woran ich bin. Abends sitzt Er bis um Elfe, Zwölfe bei meiner Lampe, und fragt nicht darnach, ob das Oel wieder aufgeschlagen. Mit einem Wort, heute Abend bezahlt Er blank und baar die Miethe, oder Er packt morgen früh seine sieben Sachen zusammen und geht hin, wo er Lust hat.

Laurentius. Ich erwarte einen Brief.

Merau. Einen Brief! — Mit Geld?

Laurentius. Wahrscheinlich!

Merau. Das wollt' ich nur wissen. (Sie zieht einen Brief hervor.) Da ist einer.

Laurentius (nimmt ihn).

Merau. Aufgebrochen! — Mit Geld, à la bonne heur! Das ist 'ne and're Sache. Da bleiben wir auch beisammen. Ich habe die halbe Armee in meinem Buche gehabt, die ganze alte Garde, und bin fertig mit ihr geworden. O, ich bin eine gute Frau; die Liebe selbst. Ah! — ein Brief mit —

Laurentius (der unterdessen den Brief erbrochen). Nichts!

Merau. Nichts? — Morbleu! hab' ich's nicht gesagt, daß es leerer Lärm ist? — Schwindelei!

Laurentius. Madame! ich bitte mir Ruhe aus. (Er lies't.)

Merau. Ich ruhig? — Ich? ein Pariser Kind aus der Vorstadt St. Germain und ruhig?

Laurentius. Schweigen Sie den Augenblick, oder ich nehme mir die Freiheit und werde grob.

Merau. Schweigen? ich, die alte Merau, die zehn Jahre lang die Marseillaise mitgesungen, soll schweigen? Herr! ich bin eine Soldatenfrau aus der Kaiserzeit, versteht Er mich, aus der Kaiserzeit. Ich habe unterm Marschall Ney gedient, unterm kleinen Corporal, unter Napoleon, dem ich Treue geschworen, für den ich mit gefochten habe bei Ulm und Austerlitz.

Laurentius. Schwatze Sie nicht solch' dummes Zeug.

Merau. Dumm? Die Frau des alten Sergeant Merau, das Weib der Republik dumm? Morbleu! das fordert Rache! Der Geist der alten Garde weht mich an. Komm Er 'raus, wenn Er Courage hat! Er soll seinen Mann an mir finden. (Sie läuft erboßt ab.)

Dritter Auftritt.

Laurentius (allein).

Ein Brief aus der Residenz. — Jacob Still. — Aufenthalt unbekannt. — Onkel gestorben. Erbe mit Bedingung. — Periculum in mora. — Jacob Still! mir selbst noch etwas unbekannt; aber Universalerbe! Er ist mein Freund, mein Duz-

bruder. Halt! — Still! das ist der arme Schreiber beim Advokat Fuchs. Wo ist mein Hut? Ein Geschäft, wie noch keines in der Welt! Vorwärts!

(Er rennt nach der Thür und stößt auf den eintretenden Jacob Still, den er mit rapider Schnelligkeit umarmt.)

Vierter Auftritt.

Laurentius. — Still.

Laurentius. Freund! Bruder! Inbegriff aller Freundschaft! Wie heißen Sie? Wie nennst Du Dich?

Still. Still!

Laurentius. Dein Vorname?

Still. Jacob!

Laurentius. Jacob! Jacob! — Nenne mich Du! — Sei mein Freund! Nimm Dir eine Prise. (Die Dose entfällt ihm.) Gieb mir einen Kuß! — Glückskind!

Still (will die Dose aufheben).

Laurentius. Laß, Freundchen! laß! Hier ist eine Prise von einer Million.

Still. Million?

Laurentius. Ein Brief aus der Residenz von meinem Freund Trüffel. Freu' Dich, Dein Onkel ist gestorben!

Still. Mein guter Onkel — gestorben?

Laurentius. Zu Deinem Glück. Horch auf! (Er liest: „Liebster Freund! Die hiesige Zeitung ruft einen jungen Menschen auf, Namens Jacob Still, dessen Onkel, Zachäus Liebmann, unlängst hier gestorben."

Still. Zachäus! Ja, das ist er.

Laurentius (weiter lesend). „Seinen Neffen, der früher erklärt, daß er nie heirathen werde, hatte er deßhalb gänzlich verstoßen; doch hat ihn das Gewissen gerührt," — das war gescheidt — „und ihm sein ganzes Vermögen, 60,000 Thlr. —

Still. 60,000 Thlr. —

Laurentius. „Mit der Bedingung vermacht, daß er ein ehrliches, braves Mädchen heirathe."

Still. Heirathen?

Laurentius. „Und noch vor dem vierundzwanzigsten Jahre."

Still. Ach! (Er ist einer Ohnmacht nahe.)

Laurentius. Wie alt? Wann wirst Du vierundzwanzig Jahr?

Still. Heute Abend — um Sechs.

Laurentius. Ach! (Ihm entsinkt der Brief; der Schreck ist ihm in alle Glieder gefahren.) Um Sechs — in zwei Stunden? Jacob! warum g'rade um Sechs; konntest Du nicht ein paar Stunden später kommen?

Still. Heirathen, und noch heute! — Ach! (Er fällt Laurentius in die Arme.)

Laurentius. Gerechter! stärke mich und diesen ohnmächtigen Familienvater in spe! Junge! raff' Dich zusammen! Schließ Dein Herz auf! Hast Du irgendwo eine Geliebte, nenne sie; hast Du ein paar, noch besser. (Er schüttelt ihn.) Sechzig Tausend —

Still. Thaler.

Laurentius. Kerl! hast Du eine Geliebte, wo steckt sie? Wie heißt sie? Ich hole sie her; sie muß Dich heirathen, und wenn sie auch schon einen Mann hätte!

Still. Eine Geliebte! — Ach, meine gute Ulrike!

Laurentius. Ulrike! Wo wohnt sie? Wo lebt, wo liebt diese gute Ulrike?

Still. In der Residenz.

Laurentius. Resi—denz!

Still. Auch da nicht mehr; sie ist fort, ich weiß nicht wohin.

Laurentius. O, heilige Einfalt! hat eine Geliebte, und weiß nicht, wo sie ist!

Still. Sechzig Tausend und keine Ulrike!

Laurentius. Muth! (Er hebt den Brief in die Höhe.) Hier ist eine Anweisung auf die schönste Frau. Zahlbar nach Sicht, ohne Giro.

Still. Ja! ich heirathe! Aber wohin?

Laurentius. Zum schönsten Mädchen der Stadt. Hoch hinauf! In die feine Welt. Zum Präsident, zum Amtsrath! Sechzig Tausend ziehen ganz gewaltig.

Still (auf den Brief deutend). Aber hier ist noch am Schluß ein Nota bene.

Laurentius. Was? (er lies't): „Das Mädchen darf aber keine Kenntniß von dem Vermögen haben, sondern muß ihn aus Liebe nehmen."

Still. Aus Liebe?

Laurentius. Advokatenkniffe! Wenn man heirathet, so heirathet man aus Liebe.

Still. Nun dürfen wir nicht einmal den Brief vorweisen. Ach! wenn ich nur wüßte, wo meine gute Ulrike wäre!

Laurentius. Wo gehen wir nun hin? Beim Amtsrath dürfen wir nun nicht anklopfen.

Still. Nein! da steht Polizei vor der Thür.

Laurentius. Draußen beim Oberförster?

Still. Der hat so einen großen Hund.

Laurentius. Walther's Leonore in der Spittelgasse?

Still. Die hat so viel Sommersprossen.

Laurentius. Das blonde Jettchen im Rathskeller?

Still. Da bin ich zehn Groschen schuldig.

Laurentius. Seifensieders Louise?

Still. Die ist ja Braut.

Laurentius. Ich meine die Jüngste.

Still. Die geht ja noch in die Schule.

Laurentius. Viola! die einzige Tochter vom Stadtmusikus. Ein Mädchen, so schlank wie ein Fidelbogen. Was meinst Du, Viola?

Still. Ja! Viola!

Laurentius. Fort! im Sturmschritt.

Still. Aber hier, in dem alten, abgeschabten Rock!

Laurentius. Ich borg' Dir einen Vatermörder. (Er zieht den Tischkasten auf und holt einen Kragen.) Hier, bind ihn um.

Still (thut es).

Laurentius. Dann das Touppé. Her damit! — So! (Er frisirt ihm schnell mit der Hand das Haar.)

Still. Aber der Rock, der Rock!

Laurentius. Wir leihen uns einen vom Trödeljuden.

Still. Heute ist ja Schabbas.

Laurentius. Schabbas! — Sogar die Kinder Israel arbeiten uns entgegen. Da! Da — Hülfe! Hülfe! (Er stürzt

nach dem Rock, den die Merau mitgebracht.) Hier, zieh unterdessen den an.

Still. Wenn ihn aber die Alte vermißt?

Laurentius. Die kommt vor neun Uhr nicht nach Hause.

(Still wechselt die Kleidung.)

Herrlich! prächtig!

Still. Er ist nur etwas zu weit.

Laurentius. Gut für Dich, wenn Du in Schweiß kommen solltest. — Das Schnupftuch heraus, die Vatermörder umgekippt; — nobel!

Still. Ihr müßt aber die Anrede machen, ich schenke Euch fünfhundert Thaler.

Laurentius. Ein halbes Tausend. — Nobles, grandioses Gemüth! — Fama! stoß in die Posaune! Amor! streu' die Liebe scheffelweise auf das Feld, das unser Fuß betritt! — Herkules, gieb uns Kraft, wenn's etwa Anfechtungen geben sollte. Jacob heirathet! Jacob geht in die Schranken!

(Er geht rasch Arm in Arm mit Jacob ab.)

Zweites Bild.

Verwandlung.

(Ein Zimmer mit einer Mittel- und zwei Seitenthüren. Rechts vom Zuschauer ein Tisch mit einer Decke. Im Hintergrunde links eine spanische Wand.)

Fünfter Auftritt.

(Mehrere Musiker mit musikalischen Instrumenten in den Händen, kommen zur Mittelthür herein und gehen in die Thür rechts. — Caroline mit weiblichen Sachen über'm Arm, kommt aus der Thür links. — Später Florian.)

Caroline. Ach! wie glücklich ist doch meine Mademoiselle! Jetzt erwartet sie ihren Geliebten, und dann gehen sie mit einander spaziren. Wie anders steht's dagegen mit meinem Florian. Wenn Mädchen, wie ich, sich lustig machen können, sitzt er da und muß zum Tanze spielen. Wo er nur wieder bleibt? Aha! jetzt kommt er.

Florian (tritt mit einer Trompete in der Hand und zwei Partituren unter'm Arm durch die Mittelthür ein). 'S ist richtig! ich habe ihn gesehen.

Caroline. Wen hast Du denn gesehen?

Florian. Den französischen Windbeutel im gelben Rock, der neulich mit uns in der Harmonie Spectakel anfing. Die Physiognomie kenn' ich nicht mehr, aber der Rock ist der Verräther.

Caroline. Wer weiß, was Du gesehen hast!

Florian. Klar und deutlich wie eine Generalpause in der Ripienstimme. Ich ließ vor Schreck hier die weiße Dame und den Feensee in eine Pfütze fallen, das ist ihm nicht geschenkt.

Caroline. Na! Du bist nicht der Mann danach; Du wirst ihm nichts thun.

Florian. Caroline! ich bin Dir gut und liebe Dich wie meinen Contre-Baß; aber mische Dich nicht in Kunstsachen. Hab' ich doch neulich die Schöpfung und das Weltgericht mit umgeworfen, werde ich doch wohl mit dem Pariser Taugenichts fertig werden.

Caroline. Ereifre Dich nicht, Florian! und geh' auf Deine Stube. (Im Zimmer rechts hört man eine Geige stimmen.) Horch! das Quartett geht los, spiele Du da Doppelgriffe, das ist gescheidter. Sei gut und gieb mir einen Kuß. — Da (küßt ihn) auf Wiedersehen!

(Sie geht in das Zimmer rechts.)

Florian (allein). O wie süß! wie Sirup. Wie gesagt, es geht nichts über meine Caroline. Wenn ich ihre Lippen hier auf mein Mundstück schrauben könnte, so wollte ich blasen vom Neujahrstag bis zum Sylvesterabend.

(Er folgt ihr.)

Sechster Auftritt

Laurentius und Still (treten eiligst, als wenn sie verfolgt würden, durch die Mittelthür ein).

Still. Die verdammte Kleidung!

Laurentius. Uf! der vermaledeite Advokat!

Still. Alle Welt will Geld von mir haben!

Laurentius. Durch drei Höfe und vier Gäßchen bin ich gesetzt!

Still. Der Milchtopf!

Laurentius. Der Korb mit Eiern!

Still. Mir wird bange.

Laurentius. Fassung, wir sind am Ziele.

(Man hört Instrumente stimmen.)

Horch! das Haus der Kunst!

Still. Musik!

Laurentius. Hurrah! hier geht's aus einem andern Ton!

(Auf einer Flöte wird die Melodie des Liedes geblasen: „Ein Mädchen oder Weibchen wünscht Papageno sich.")

Da! da! — Ein Mädchen oder Weibchen wünscht Papageno sich.

Still. Ich bin doch kein Papageno!

Laurentius. Tamino bist Du und dort ist Pamina.

Still. Gott im Himmel! Alles auf A und O!

Laurentius. Ruhig, da d'rinnen ist sie! (Er geht nach der Thür links.) Komm her und sieh' durch das Schlüsselloch.

Still. Ich — soll die Pamina durch's Schlüsselloch besehen?

Laurentius. Vorwärts!

(Er schiebt Still an die Thür, welcher mit dem Kopf daran stößt.)

Still. Ah! sie kommt! (Er will entfliehen.)

Laurentius (ihn einholend). Hier geblieben!

Still. Sie kommt!

Laurentius. Contenançe!

Still. Ich lauf' davon! (Er rennt hinter die spanische Wand.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. — Viola (tritt aus der Thür).

Laurentius. Ergebener Diener!

Viola. I, Herr Laurentius! was führt Sie denn in unser Haus?

Laurentius. Das Wohl dieses — wo ist er denn? — das Wohl eines Jünglings, das Wohl einer ganzen Generation. Ich bitte Sie! ich beschwöre Sie! haben Sie Mitleid! Nur eine Frage: ist Ihr Herz noch frei?

Viola. Mein Herz?

Laurentius. Und Ihre Hand?

Viola (lacht). Mir däucht, es ist nicht richtig mit Ihnen.

Laurentius. O, Sie können noch spaßen!

Viola. Ich? soll heirathen?

Laurentius. Ja, Mamsellchen!

Viola. Heirathen? — Sie doch nicht?

Laurentius. Gott bewahre! einen Jüngling; ich sage Ihnen ein Jüngling wie ein Gott! — Nur bald, nicht überlegt!

Viola. Hahaha! doch nicht etwa in diesem Jahre noch?

Laurentius. Noch heute, in dieser Stunde.

Viola. Ein Jüngling? Ein junger Mann?

Laurentius. Ein sehr interessanter junger Mann. Ein Reiter, ein Fechter, ein Tänzer, ein Shakespeare unter den Tänzern, ein Mann mit sechzigtausend — Ahnen.

Viola. Was? von Adel?

Laurentius. Mit und ohne Adel, wie Sie befehlen, ein Bürger, ein Baron, ein Lord. Ich bitte, schlagen Sie ein! Ihre Hand! hier — (fällt vor ihr nieder) auf meinen Knieen.

Viola (entfliehend). Ach!

Laurentius (rutscht auf den Knieen nach). Viol'chen, Erbarmen! morden Sie nicht ganze Jahrtausende.

Viola. Zudringlicher Mensch!

Laurentius. Sie werden, Sie müssen ihn heirathen.

Viola (die durch's Fenster sieht). Hinweg! entfernen Sie sich, dort, kommt mein Geliebter!

Laurentius. Er muß zurücktreten.

Viola. Schnell! mein Verlobter, der Advokat Kraft.

Laurentius. Kraft? der Eisbär? das juristische Ungeheuer, der mich mit dem Wechsel verfolgt?

Viola. Schnell! er kommt durch die Gartenthür.

Laurentius. Der Advokat durch's Hinterpförtchen; ich in seinen Händen; der Bräutigam entflohen. Wie hoch ist denn das Fenster?

(Er rennt nach dem Fenster und stößt eine Scheibe hinaus.)

Viola. Ach! mein Fenster!

Laurentius. Mein Kopf!

Viola. Er ist schon auf der Treppe, er kommt!
(Sie geht nach der Thür.)

Laurentius. Weltall! 's ist aus! — Rettung!
(Er versteckt sich unter den Tisch.)

Achter Auftritt.

Laurentius und Still (versteckt). — Viola. — Kraft mit Akten und Papieren unter'm Arm tritt lebhaft ein, sein ganzes Wesen verkündet einen Rabulisten.

Kraft. Bon jour, Viola! (sieht nach dem Fenster.) Donnerwetter! das zieht ja als wenn sich hier die Güte aus allen Prozessen der Erde verfangen hätte.

Viola. Wo bleiben Sie nur so lange, ich habe schon über eine Stunde gewartet, wir wollen ja in's Harmonie-Concert gehen.

Kraft. Advokat und Harmonie, welche immense contradictio. Kommt Zeit kommt Rath. Uebung in der Geduld kann nichts schaden. Wer mariage spielen will, muß auch patience verstehen. Ich sage Dir, heute ist ein Tag, der mich kaum zu Verstande kommen läßt. Prozesse, Defensionen, Wechselproteste, Inrotulations- und Schwörungstermine nehmen heute kein Ende. Hier ist wieder eine Vollmacht, noch heute muß so ein saumseliger Schuldner in Arrest; darum komm' schnell, ich kann Dir nur ein Viertelstündchen widmen.

Viola. Wie? nur eine Viertelstunde?

Kraft. Keine Minute mehr. Erst die Themis, der ich Treue geschworen, dann Freund Amor.

Viola. Themis! was soll denn das heißen? wer ist denn diese Miß?

Kraft. Das heißt: erst die Praxis, dann die Liebe.

Viola. O so ein Mann! Will nicht einmal eine Stunde mit mir spaziren gehen und mit diesem soll ich durch das Leben gehen. Ein Mann, dem eine römische Injurie oder so ein altes Actenstück lieber ist als seine Frau, und immer den Schuldthurm im Munde führt.

Kraft. Viola! keine Replik, oder ich schließe die Acten und mache einen Xenophontischen Rückzug.

Viola. O, ich weiß schon, wo dieser Rückzug hinaus

will. Haha! erst die Themis, Sie denken, ich verstehe nicht englisch. Immer gehen Sie, heirathen Sie diese Miß, der Sie Treue geschworen, ich bin nicht so simpel als Sie vielleicht denken, ich kann noch andere Männer bekommen, denn um mich wirbt ein Lord.

Kraft. Ein Lord?

Viola. Mit 60,000 Ahnen.

Kraft. Höll' und Teufel! ich schlage ihm mit seinem eigenen Stammbaum die Rippen entzwei. Nicht einen Finger breit geb' ich nach, und wenn Du Dich auch mit den Engländern verbindest. Ha! ich ahne! er wagt sich in die Nähe dieses Hauses, er macht Fensterparade, er —

(Still nies't hinter der spanischen Wand.)

Viola. (erschrickt.) Ach!

Kraft. Donnerwetter! wer nies'te?

Viola. Ich weiß es nicht.

Kraft. Falsche! Ungetreue! — Er ist hier, er giebt Dir ein Rendezvous, er steckt dort in dem bretternen Fort. God dam! Sturm auf die Festung.

(Er rennt hinter die spanische Wand. Still, welcher übersteigen will, wird mit dem Oberkörper sichtbar.)

Kraft. Ha! heraus John Bull.

(Er zieht Still beim Rockkragen hervor.)

Ach! — ein Mann!

Kraft (zu Viola). Megäre! kennst Du diesen.

Viola. Ich habe ihn in meinem Leben nicht gesehen.

Kraft. Nicht gesehen?

Viola. Wahrscheinlich ist's der adlige Jüngling.

Kraft. Kerl, wie kommt Er hier in dieses Haus, was will Er hier?

Still. Verzeihen Sie! ich wollte — ich wollte hier heirathen. —

Kraft. Heirathen! hinter der spanischen Wand? — Hier ist eine Gaunerei im Spiele, und wenn Er nicht augenblicklich bekennt, so laß ich Ihn mit einer Nadel in die Acten heften und auf das Criminal-Amt tragen.

Still. Mein Herr! lassen Sie mich fort.

Kraft. Hier geblieben!

Still. Ich muß heirathen aus wicht'gen Ursachen.

Kraft. Und ich habe Ursach, mich mit Ihm zu schießen. Auf der Stelle! (ihm entfallen die Acten.)

Viola. Kraft! Sie werfen ja alle Prozesse —

Kraft. Vorwärts!

Still. Mein Onkel ist todt.

Kraft. So werden Sie ihn bald wieder sehen. Fort! drei Schritt Barriere, oder übers Schnupftuch.

Viola. Um Gottes Willen!

Still. Losschießen — vor der Heirath. — Mein Vermögen —

Kraft. Bekommen Ihre Erben.

Still. Ich habe keine.

Kraft. Desto besser, so zieht's der Fiscus. Ich werde den Nachlaß schon reguliren. — Heraus! Kugeln und Pistolen! — Tod und Leben!

Viola. Kugeln! Pistolen! Ach! (sie wird ohnmächtig.)

Kraft (eilt zu ihr und hält sie in seinen Armen). Viola! —

Still. Laurentius!

Kraft. Sie stirbt! wegen dem großbrittannischen Mörder!

Still. Ich! — ein Mörder.! — Hilfe! (er eilt nach der Thür.)

Kraft (noch Viola haltend). Halt auf!

(Wie Still an der Thür ist, tritt Frau Merau ein. Er prallt zurück, daß er an Viola stößt.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. — Frau Merau.

Merau. Diable memporte! da ist er! — aus meinen vier Pfählen meinen Rock, das Capitalstück vom ganzen Trödelmarkt. — Gensd'armen! Polizei! hier, mein Rock — ist aus meiner Wohnung gestohlen worden.

{Kraft. Ein Dieb?
{Viola. Gestohlen?

Still. Ich bin unschuldig! (er will fort.)

Merau (sich ihm entgegen stellend). Nicht von der Stelle! Ein Dieb! — Verhör! Kriegsgericht.

Kraft. Spießruthen in optima forma!

Merau. Die Kugel vor'm Kopf.

Still. Will sich denn alle Welt mit mir schießen?

Kraft. Und Du liebst diesen Satan, willst ihn heirathen?

Viola. Fällt mir nicht ein, kenne ihn gar nicht.

Kraft. Unerhört! }
Viola. Verwirrung. }
Merau. Kein Pardon! füsilirt! } zugleich.
Still. Gnade! }

Kraft. Hinaus!

Merau. Nicht von der Stelle! — Ausgezogen!

(Still zieht den Rock aus.)

Viola. Nein! dieser Spectakel!

Kraft. Ist denn dieß Haus eine Trödelbude oder ein Narrenhaus?

Merau (auf den Tisch zeigend). Erlauben Sie mir diese Decke, es regnet.

Kraft. Immerhin! nehmen Sie diesen nachgemachten Mylord, diesen Seemenschen dazu.

Merau (legt den Rock auf die Tischdecke und schlägt den Rock hinein. Da Laurentius immer die Zipfel festhält, hebt sie den Tisch in die Höhe). Nein! das geht über meinen Verstand.

Viola! O Himmel!

Kraft. Noch Einer? — Eine Verschwörung, ein Complott unterm Tisch?

Merau. Mein Miethsmann.

Kraft. Mein Wechselschuldner.

Merau (zu Still). Er hat mit ihm unter einer Decke gesteckt.

Still. Ich bitte für ihn.

Laurentius. Ich bitte um's Wort.

Kraft. Ich bitte den Wechsel zu bezahlen, wo nicht, bleibt Er hier als Gefangener.

Laurentius. }
Still. } Gefangen!

Kraft. Bis wir wiederkommen.

(Kraft und Frau Merau durch die Mitte, Viola durch die Seitenthür ab.)

Zehnter Auftritt.

Laurentius. — Still.

Still. Verloren! Wollen uns bringen auf Nummero Sicher.

Laurentius. Erst der Advokat, und dann noch der alte Drache.

Still. Auf der Straße Franzose, hier Engländer, auf dem nächsten Orte am Ende gar ein Türke.

Laurentius. Wir müssen weiter, auf die Brautschau.

Still. Auf die Freie — in Hemdsärmeln.

Laurentius. Die Zeit verrinnt, Du mußt heirathen, ein Mädchen, eine Frau, eine Wittwe.

Still. Eine Wittwe?

Laurentius. Dann schnell zum Notar! — Heirathscontract auf Stempelpapier.

Still. Ach! wenn nur meine gute Ulrike da wäre, die nähme mich auch ohne Stempel.

(Eine Uhr schlägt Fünf.)

Laurentius. Es schlägt! — Eins!

Still. Zwei!

Laurentius. Drei!

Still. Vier!

Laurentius. } (in Verzweiflung.) Fünf!
Still. }

Still. Noch eine Stunde.

Laurentius. Dann ist's aus. — Ist denn im zweiten und dritten Stock kein Femininum?

Still. Im vierten, im fünften, unterm Dache, ich heirathe in der Bodenkammer.

Laurentius. Eine Köchin, eine Jungemagd, und wenn sie vierzig Jahre alt wäre. Eine aus dem Spittel. Fort! wo ist denn der Brief?

Still. Brief! — Herr des Lebens! der steckt im Rock.

Laurentius. Das Document auf dem Trödelmarkte. Das Mädchen weg, die Papiere —

(Im Nebenzimmer wird hier auf einer Clarinette die Melodie des Liedes geblasen: „O du lieber Augustin!")

Ja! Alles ist hin, und sogar der Clarinettist macht Spottlieder auf uns. Komm, Jacob! wir müssen zum Aeußersten schreiten; ein Verzweiflungscoup, eine Entführung, komm Jacob! das Schicksal macht uns zu Raubrittern.

(Wie sie abgehen wollen, tritt Caroline mit einem spanischen Röhrchen in der Hand aus dem Zimmer und geht nach dem Tische.)

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. — Caroline, dann Florian.

Caroline. Nun, wo ist denn die Decke hin?

Laurentius. Maid! nicht von der Stelle.

Caroline. Was giebt's?

Laurentius. Maid! besichtige diesen Jüngling! blick herab auf diesen Vierundzwanziger und verliebe Dich in ihn so bald wie möglich.

Caroline. Ich — verlieben? — Sind Sie bei Sinnen?

Laurentius. Maid! stoß Dein Glück nicht mit Füßen, reich' ihm die Hand, Du mußt ihn heirathen.

(zu Still.)

Faſſ' an!

Still (faßt sie an).

Caroline (giebt ihm mit dem Stöckchen einen Schlag). Zurück.

Laurentius. Weib! einen Millionair zu schlagen, einen Mylord.

Caroline. Mylord, so heißt unser Hofhund, und wenn Sie nicht gehen, so ruf' ich ihn hierher.

Laurentius. Was? einen Bräutigam mit Hunden hinaushetzen? Faſſ' an! Entführung! Raub!

Caroline. Mensch! wer sind Sie?

Laurentius. Ein Unmensch! Urach der Wilde. — Vorwärts!

(Er und Still fassen Caroline an, welche aufschreit. In demselben Augenblicke tritt Florian mit der Geige unterm Arm ein. Caroline entflieht durch die Mittelthür.)

Florian. Herr! wie können Sie sich an meiner Geliebten vergreifen?

Still. Geliebte!

Laurentius. Künstler! Virtuose! retten Sie diesen heirathsfähigen Jüngling durch Ihren Frack.

Florian. Ich — meinen Leibrock, meine ganze Garderobe?

Laurentius. Nur auf eine Stunde.

Still. Ein halbes Stündchen.

Florian. Nicht eine Minute.

Laurentius. Paganini! hab' Erbarmen!

Florian. Ich will nicht.

Laurentius. Du sollst einen Rock dafür haben.

(Er klammert sich an Florian an.)

Florian. Nein!

Still. Einen Mantel.

Laurentius. Ein ganzes Kleidermagazin.

Florian. Herr! lassen Sie mich los, oder ich geige Feuerlärm. (Er kratzt auf der Geige.)

Laurentius. Her damit!

Florian. Da, Schurke! (er schlägt ihn mit der Geige.)

Laurentius. / Still. } Schurken?

Laurentius. Nieder mit dem Geiger!

(Beide ziehen ihn nieder und nehmen ihm den Frack. Florian schreit: Spitzbuben! Cannibalen! rc. Die Schauspieler müssen hier diese Scene durch passende Worte und Spiel ausfüllen.)

Laurentius (giebt Still den Frack). Hier! — Vorwärts! Hinaus! (Beide schnell durch die Mitte ab.)

Zwölfter Auftritt.

Florian, (dann mehrere Musiker). — Caroline (und Gerichtsdiener).

Florian (aufstehend). Hilfe! Mörder! Diebe! — Fritz! Christian! Caroline!

Mehrere Musiker (mit Instrumenten kommen von rechts heraus). Was giebt's? wer ruft?

Florian. Diebe! — Mein Rock!

Caroline kommt eiligst durch die Mittelthür). Ach! es kommt Polizei!

Mehrere Musiker. Polizei.

Caroline. Auf der Treppe.

Gerichtsdiener (treten ein). Wo ist der Kerl ohne Rock. — Aha! da steht er. Komm Er einmal mit.

Florian. Herr Gensd'arme! ich bin der Falsche.

Gerichtsdiener. Ach was, da könnte Jeder kommen. (Er faßt ihn.) Vorwärts.

Caroline. Mein Geliebter in prison!

Florian. Caroline!

Mehrere Musiker. Florian!

Florian. Ich bin unschuldig.

Gerichtsdiener. Vorwärts! — Hinaus!

(Unter Tumult gehen die Gerichtsdiener, den Florian in der Mitte, ab. Caroline folgt ihnen. Die Musiker gehen rechts in ihr Zimmer.)

Drittes Bild.

Verwandlung.

(Geräumige Tiefe des Theaters. Ein Garten mit Tabagie. Zur Seite das Haus. Rechts Tische und Lauben.)

Dreizehnter Auftritt.

Waldmann (kommt mit seiner Frau aus dem Hause).

Frau. Wie ich Dir sage, der Herr von Storch ist rasend in das Mädchen verliebt.

Waldmann. Sie kommt ja aber erst heute Abend mit der Post hier an, woher kennt er sie denn?

Frau. Aus der Residenz; wie er sich dort seinen Adelsbrief geholt, hat er sie gesehen.

Waldmann. Ach was, in der Residenz sieht man Alles mit andern Augen an; der Storch ist überdieß ein Zugvogel.

Frau. Es ist aber ein Herr von und Hochwohlgeboren.

Waldmann. Es wäre besser, er wäre gar nicht geboren.

Frau. Er hat Geld und verzehrt gut.

Waldmann. Ein Beweis, daß er nicht damit Haus hält.

Frau. Das Mädchen wird aber alle Tage älter.

Waldmann. Ich auch und Du dazu. Das Mädchen ist eine Anverwandte, eine arme Waise; sie bedarf des Schutzes, und den soll sie bei mir finden.

Frau. Und ich sage, sie heirathet ihn. Ich bin die Tante und habe auch ein Wort zu reden.

Waldmann. 'S gilt aber nichts, und damit Punctum.

(Er geht nach dem Hintergrunde ab. Die Musiker mit Noten und Instrumenten kommen von rechts und gehen ebenfalls nach dem Hintergrunde ab, da das Orchester hinter der Scene angenommen wird.)

Frau! Nein! so ein Mann, immer nach seinem Kopfe, immer nach seinem Sinn. In einer Stunde kommt sie an, und noch heute muß Verlobung sein.

Vierzehnter Auftritt.

Frau Waldmann. — Herr von Storch (von rechts kommend).

Storch. Ah! bon jour! schöne Frau! Ausgeschlafen?

Frau. Ausgeschlafen? — Nachmittags um fünf Uhr.

Storch. Ich schlafe des Tages dreimal; doch heute habe ich wichtige Geschäfte gehabt.

Frau. Geschäfte?

Storch. Von größter Wichtigkeit; denn ich habe heute Vormittag um elf Uhr mein Wappen auf den Stiefelknecht schneiden lassen. Pompös! Im linken Felde ein Storch, und im rechten ein Mehlwurm.

Frau. Ach! ein Mehlwurm.

Storch. Nordwestlich auf dem Helme sitzt ein Murmelthier, weil einer meiner Vorfahren einmal mit auf dem Landtage gewesen.

Frau. Allerliebst.

Storch. Dann habe ich an Ihre Nichte gedacht. In einer Stunde kommt sie mit der Post hier an.

Frau. Ich freue mich königlich auf das Mädchen.

Storch. So wie sie hier einpassirt, geht ein Witz los, der von mir herrührt.

Frau. Ein Witz? von Ihnen?

Storch. Ja, ich habe einen Virtuosen hierher bestellt, der ein Lied blasen muß, um auf die Nerven des Mädchens zu wirken. Musik thut Wunder, ich verstehe das, denn ich war drei Mal in der großen Oper.

Frau. Ein Liedchen! — Allerliebst!

Storch. Da kommt der Virtuose.

(Ein Postillon tritt auf.)

Frau. Ein Postillion? — hahaha! (lachend in's Haus ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Herr von Storch. — Postillon. — Später Waldmann.

Postillon. Diener, mein gutes Herrchen.

Storch. Bon jour! Herr Schwager!

Postillon. Ich wollte nur fragen, wann das Mamsellchen hier ankommt.

Storch. Sie kommt mit der Frankfurter. So wie sie hier eingetreten, stellt Er sich dort hinter die Laube und bläst das Lied: „Willkommen, o seliger Abend."

Postillon. Werd's versuchen.

Storch. So recht mit Gefühl, wie in der großen Oper.

Postillon. Sie sollen mit mir zufrieden sein.

Storch. Hoffe ich!

Postillon. Wie steht's denn aber von wegen hier.

Storch. Er bekommt vier Groschen.

Postillon. Was? einen seligen Abend für vier Groschen? Ne! mein gutes Herrchen! dafür kann ich keinen herstellen. Unter acht Groschen bin ich's nicht capabel.

Storch. Nur zu, Er soll sie haben.

Postillon. Haben? das ist 'ne and're Wurst. Adieu! leben Sie hübsch wohl.

(Er geht nach dem Hintergrunde ab.)

Storch. Ein halber Gulden. — Famos!

(Waldmann kommt hervor.)

Storch. Ah, Herr Wirth! etwas Wichtiges.

Waldmann. Nun!

Storch. Ich habe fürchterlichen Appetit.

Waldmann. Drinnen liegt der Speisezettel.

Storch. Nichts für meinen Geschmack. Lassen Sie mir etwas Feines machen, etwas Geflügeltes, gebratene Lerchen oder Froschkeulen.

Waldmann. Was? ich soll eine Lerche schießen? Die Lerchen, die so hübsch trillern, soll ich braten? den Fröschen, die das Wetter verkündigen, soll ich die Beine ausreißen lassen? — Sprechen Sie nicht solch verrücktes Zeug, sonst möchten die Marqueure trillern, und die sind tactfest. (ab.)

Storch. Die Marqueure sollen trillern? — O, kommt nur an, hier steht ein Kenner, denn ich war drei Mal in der großen Oper. (Er geht ab. Mehrere Gäste kommen, Andere gehen promenirend auf und ab. Die Concertmusik beginnt, doch so, daß die Reden auf der Bühne nicht gestört werden.)

Sechzehnter Auftritt.

Laurentius und Still (kommen schnell von rechts auf die Bühne. Hierauf ein Musikus und ein Marqueur), später Herr von Storch.

Laurentius (sich den Schweiß abtrocknend.) Gasse auf, Gasse nieder. O, wenn man heirathen will, da sieht man's erst, was ein Frauenzimmer zu bedeuten hat.

Ein Musikus (mit einem Notenblatte in der Hand, tritt von derselben Seite auf). Meine Herren! Sie sind hier durchgeschlüpft; heute ist hier Concert. (Er hält das Notenblatt hin.)

Laurentius. Schon da gewesen.

Musikus. Verdammte Lüge! (ab.)

Marqueur (kommt von links). Was ist Ihnen gefällig?

Laurentius. Schon bestellt.

Marqueur (geht ab).

Laurentius. Zwei Lügen in einem Athem. — Concertgroschen! Marqueur! — Ueberflüssige Möbel.

Still. Ist denn die Lenore schon da?

Laurentius. Wir müssen suchen. Sie sind schon lange fort.

Still. Aber ihre Tante?

Laurentius. Die müssen wir herumkriegen. Sie sitzen immer bei der großen Trommel. Vorwärts!

Storch (der herangeschlichen und die letzten Worte vernommen). Sie wollen hier auf ein Mädchen warten?

Laurentius. Ja!

Storch. Sie wollen zur Tante gehen?

Laurentius. Ja!

Storch. Haha! die Tante ist auf meiner Seite, das Mädchen heirathe ich.

Still. Ach!

Laurentius. Sie Asinus! wollen das Mädchen heirathen?

Storch. Aas? das Verbum von Essen? Nuß? Ich bin der Herr von Storch, trage Glacée-Handschuh und war drei Mal in der großen Oper.

Laurentius. Wo Sie wahrscheinlich den Hanswurst gemacht.

Storch. Ich — Hanswürste machen? — Herr! der Storch wurde schon von den Aegyptern verehrt. —

Laurentius. Aber sie verehrt kein Hottentotte.

Storch. Der Storch und der Kiebitz wurden für heilig gehalten.

Laurentius. Selbst Kiebitz! Verhalten Sie sich ruhig und stören Sie uns nicht, oder Sie bekommen eine ägyptische Ohrfeige. (Er geht auf ihn los.)

Storch. Hilfe! Hilfe!

Siebenzehnter Auftritt.

Die Vorigen. — Waldmann und mehrere Gäste (kommen in den Vordergrund.) — Später Florian und Frau Merau.

Einige Gäste. Was giebt's?

Waldmann. Was geht hier vor?

Storch. Eine Verschwörung!

Laurentius. Hier, der Geck will für heilig gehalten sein.

Waldmann. Heilig? und will hier Froschkeulen essen?

Storch. Ich, ein Kiebitz! — Famos!

Laurentius. Ein Narr!

Storch. Ich wohne in der Bell=Etage und habe einen Geldkasten.

Laurentius. 'S wär' besser, Sie hätten etwas im Hirnkasten!

Waldmann. Herr! machen sie keinen Unfug, oder ich laß' die Triller kommen!

Laurentius. Hinaus!

Die Gäste. Abgemuckt!

(Er wird mit Spectakel nach dem Hintergrunde abgetrieben, während daselbst Florian in einem Schlafrock und einem alten, nicht passenden Hute auftritt.)

Still. Ach! der Geiger!

Laurentius. Florian!

Still. Lenore bei der großen Trommel!

Laurentius. Umzüngelt von allen Seiten! Drei Viertel auf Sechs! — Hinaus!

(Er rennt mit Still nach rechts ab: sie stürzen aber plötzlich zurück.)

Laurentius. Ach du meine Güte! kommt die alte Hummel auch noch!

Merau (mit einem grauen Regenschirm). Ha! da sind sie! Allons! herbei!

Laurentius. Zurück! Bollwerk!

Merau (in militairischer Stellung und den Regenschirm wie ein Gewehr vorhaltend). Prenez grade à vous!

Laurentius. Weib! mach' uns nicht unglücklich!

Merau (mit starker Stimme). In's Gewehr!

Florian. Ha! da sind sie. — Meinen Rock! — Her damit.

Waldmann (nebst seiner Frau, Herr von Storch und mehrere Gäste kommen herzugelaufen).

Waldmann. Was giebt's denn schon wieder?

Merau. Diebe!

Waldmann.
Frau. } Was? bei uns?

Laurentius. Lügen! Injurien! Meuchelmord!

Storch. Ja! ein Dieb! eine verkappte Höllenmaschine!

Laurentius. Jacob! rette das Vermögen! rette Deinen ehrlichen Namen! beiß' in einen sauern Apfel und heirathe hier die Alte. (Er führt ihn zu der alten Merau).

Still. Ja!

Waldmann. / Einige Gäste. } Heirathen?

Merau. Was? Er will mich noch foppen?

(Das übliche Posthorn-Signal bei Ankunft der Post erschallt.)

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. — Kraft. — Gerichtsdiener; hernach ein junges Mädchen und Caroline.

Storch. Ha! die Post!

Waldmann. Meine Nichte!

Frau. Sie kommt! (Waldmann und Frau eilen ab.)

Laurentius (in die Scene blickend). Der Advokat!

Still. Polizei!

Kraft (tritt rechts ein, hinter ihm Gerichtsdiener). Da ist der Schuldner!

Merau. Hier ist der saubere Vogel!

Laurentius. Mich — fassen.

Still. Auf's Gericht!

Gerichtsdiener. Vorwärts, Gaudieb!

Still. Barbaren! laßt mich los! — Ach! ist denn kein weibliches Wesen da, das mich errettet; eine Frau, eine Wittwe, eine alte Sibylle? —

(Waldmann und Frau nebst einem jungen Mädchen, welches Reisekleider trägt, treten von links auf.)

Ulrike! Ulrike!

(Er reißt sich los und stürzt gleichzeitig mit Storch auf sie zu, so daß Still die Ulrike und Storch in der Hast den Jacob Still umarmt. Auf der andern Seite erscheint a tempo Caroline, welche Florian in die Arme fällt.)

Laurentius (hinzulaufend). Ulrike! (Er zieht Storch hinweg.) Hinweg, Satan!

Ulrike. Jacob! Jacob!

Laurentius. Hinweg! sie hat Jacob gesagt.

Frau. Ha! was ist das?

Laurentius. Seine Geliebte! sein Weib!

Waldmann. Meine Nichte, diesen Raben?

Frau. Nimmermehr!

Laurentius. Sie heirathet ihn.

Storch. Werft ihn hinaus!

Still. Ulrike!

Gerichtsdiener. Fort, mit uns! ziehen ihn hinweg.)

Ulrike. Ach! Hülfe!

Neunzehnter Auftritt.

Die Vorigen. — Der Gerichtsrath mit einem Schreiben unter'm Arm, tritt ein).

Gerichtsrath. Halt!

(Die Gerichtsdiener treten ehrerbietig zurück. Frau Merau legt militairisch grüßend zwei Finger an die Haube und macht Front.)

Befindet sich nicht hier ein gewisser Herr Jacob Still?

Laurentius. Ja, Herr Gerichtsrath! hier steht er.

Gerichtsrath. So eben ist ein Schreiben aus der Residenz an Ihre competente Behörde eingegangen. Ihr Oncel hat Sie zum Universalerben seines Vermögens von 60,000 Thalern eingesetzt, mit der Bedingung, noch vor dem vierundzwanzigsten Jahre zu heirathen. Haben Sie schon eine Wahl getroffen?

Merau. Ja! er hat mich erzielt, es ist mein Mann, mein guter Jaques! (Sie hängt sich an seinen Arm.)

Gerichtsrath. Sie?

Waldmann. }
Frau. } Das ist nicht wahr.

Laurentius. Weib! bist Du rasend.

Merau. Er hat um mich geworben.

Storch. Ja! ich bin Zeuge.

Laurentius. Ein Narr ist Er!

Still. Zurück! hier steht die Auserwählte, eine arme Waise, die mich wahr und innig liebt.

Frau. Glückskind! }
Waldmann. Meinen Segen! }
Laurentius. Hurrah! } zugleich.
Kraft. Fort! zu Viola. }

(Kraft geht nach dem Hintergrunde ab. — Der Postillon bläst hier entfernt hinter der Scene die Melodie des Liedes: „Willkommen! o seliger Abend.“

Storch. Ich habe mich aber in diese holde Pflanze verliebt.

Ulrike. Aber keine Blüthen der Gegenliebe gefunden.

Waldmann. Darum botanisiren Sie gefälligst wo anders.

Laurentius. Ja! im Küchengarten oder wo Sie sonst Lust haben. Diese Rose blüht nicht für Sie, hier (auf die Merau deutend) die alte Palme müßte denn Lust haben.

Storch. Ich — der Jüngste aus dem Geschlecht der Störche, dieß alte Fluidum?

Merau. Dumm?

Storch. O, ich kann noch and're Mädchen bekommen und einen Schwiegervater, der Froschkeulen hat. Ich habe meine Moneten, ein nagelneues Wappen und war drei Mal in der großen Oper. D'rum heirathen Sie das Waisenkind und hier (auf die Merau deutend) die schwarze Rohrtrommel dazu.

(Er eilt nach dem Hintergrunde, der Postillon tritt ihm entgegen.)

Merau. Ich! — Morbleu!
Laurentius. Hinaus.
Gäste. Abgeblitzt!
} zugleich.

Zwanzigster und letzter Auftritt.

Die Vorigen. — Postillon. — Viola.

Postillon. Halt!

Storch. Was will Er!

Postillon. Mein Trinkgeld.

Storch. Morgen. (Er eilt ab.)

Postillon. Was? die Post soll pumpen? — Donnerwetter!

Waldmann. Christian!

Laurentius. Schwagerchen.

(Waldmann zieht Geld hervor und bezahlt dem Postillon.)

Kraft (kommt mit Viola). Komm, Viola!

Viola. Was giebt's hier?

Kraft. Allgemeines Friedensfest. Laß auch uns die Versöhnung feiern. Ein Mißverständniß.

Viola. Wie?

Kraft. Hier steht Herr Jacob Still; vor einer Stunde Nebenbuhler und Lord hinter der spanischen Wand, jetzt Particulier.

Still (zu Ulriken und ihr Kraft vorstellend). Hier, mein Sachwalter.

Laurentius. Hier, der Brautwerber unter'm Tisch.

Frau. Allhier die Tante.

Postillon. Und hier der Schwager, der den seligen Abend geschaffen.

Merau. Mein Geld für die Miethe —

Still. Bezahle ich! —

Laurentius. Den Wechsel und die wüthende Bärenfamilie, die unsere Ruhe untergraben —

Still. Tilge ich noch heute, denn heute muß Alles fröhlich sein.

Laurentius. }
Waldmann. } Hurrah!

Laurentius. Trompeten her!

Waldmann. Die Kronleuchter im Salon angebrannt.

Laurentius. Und hier der arme Künstler im Warschauer, der unschuldig für dich gelitten.

Still. Bleibt mein Freund und heirathet hier die Maid.

Florian. }
Caroline. } Dank, tausend Dank!

(Zwei Trompeter kommen vor.)

Waldmann. Vorwärts! Alle sind zum Feste geladen.

Laurentius. Einen fidelen Marsch.

Waldmann. Den alten Dessauer.

Merau. Die Marseillaise.

Laurentius. Engagirt! Trompeten los!

(Marsch:)

Brautwerber voran! (Es schlägt Sechs.) Sechs Uhr! — Hoch!

(Während der letzten Worte haben sich Alle, Paar und Paar, zu einem Zuge geordnet.

Voran: Still und Ulrike, dann
Kraft und Viola,
Florian und Caroline,
Waldmann und Frau, dann der
Postillon und die Merau.

Der Postillon bläst den Marsch mit, die Merau hat den Regenschirm aufgespannt und singt: „Allons enfans de la patrie!")

(Unter allgemeinem Tumult fällt der Vorhang.)

Korbmachers Liebe und Sieg.

Regina, des Bürgers und Korbmachermeisters Liebig einziges Töchterlein, war ein schmuckes Mädchen, und wenn sie Markttags in die innere Stadt ging und dann in der offenen Hausflur an ihrem Stande das Geschäft des Verkaufens übernahm, so geschah es denn oft, daß mancher Blick aus dem Auge eines jungen Mannes auf ihr verweilte.

Reginas Vater war gerade nicht arm, seine Profession ernährte ihn und die Seinigen, und wenn die Rede auf die einstige Verheirathung seiner Tochter kam, so sprach der Alte: Na! findet sich einmal für Reginchen ein Mann, der brav und fleißig ist, so wird's dem Mädel an einer netten Ausstattung nicht fehlen, kann auch sein, daß ein paar hundert Thälerchen noch mit in's Hückchen kommen. So lange wie ich noch lebe und handthiere, muß mir freilich das Häuschen bleiben, das Gott sei Dank schuldenfrei ist und der liebe Herrgott immer vor Ungemach und Brand bewahrt. Ist's einmal mit mir alle, und sie haben mich zum Thore hinausgesungen, na! so fällt's ihr ja doch einmal zu.

Unter allen denen, welche ihre Blicke nach der hübschen Korbmacherin hinlenkten, zeichnete sich besonders der Knopfmachergeselle Michael aus, ein kreuzbraver Arbeiter, dem Niemand etwas Böses nachsagen konnte, und der sich Zeit seines Lebens immer treu und redlich durch die Welt geschlagen.

Aus dem Zimmer, wo Michael arbeitete, konnte er das hübsche Reginchen nur halb sehen, aber er war glücklich, wenn er nur einen Fuß oder eine Hand erblickte. Seinem Meister war dieß nicht entgangen, denn nur zu oft bemerkte er, daß sein Michael jetzt mehr als je zerstreut war und auf plötzlich an ihn gerichtete Fragen verdutzt in die Höhe sah und Antworten gab, die gar nicht so recht auf die Anrede klappen wollten. Mit einem Wort, Reginchen ging ihm im Kopfe herum, und sein höchster, sehnlichster Wunsch war, das Mädchen die Seinige nennen zu dürfen, denn es verlangte ihm nach einem eignen Heerd, zumal er nach seiner Meinung auch nicht bloß war indem er baare sechzig Thaler in seiner Lade

liegen hatte, ein Capital, das er sich im Schweiße seines Angesichts erworben und zur Begründung seines künftigen Hauswesens zurückgelegt hatte. Bei allen seinen Vorzügen besaß Michael nur einen Fehler, er war etwas schüchtern, jedoch nur den Frauen gegenüber, sonst nicht, bewahre, er hätte es mit dem Stärksten aufgenommen. Das hübsche Reginchen anzureden, die den jungen Mann sehr wohl zu leiden schien, hatte er noch nicht gewagt, allein ihr einen freundlichen Gruß zu bieten, wenn er Mittags zu Tische ging, dieß Wagstück hatte er unternommen, und wenn Reginchen, wie es stets geschah, freundlich dankte oder vielleicht gar eine „gesegnete Mahlzeit" oder: „wünsche wohl zu speisen!" über ihre Lippen kam, ach! dann war Michael schon gesättigt für den ganzen Tag. Ein Blick aus ihren schwarzen Augen war für ihn Gänseschwarz auf seine Klöße, ein Wort von ihren Rosenlippen versüßte ihm die Biersuppe bis auf den letzten Löffel, und wenn er daran dachte, wie süß erst ein Kuß von diesen Lippen schmecken müsse, dann mundete ihm der Schweinebraten nicht mehr, der ihm Sonn- und Feiertags in der Garküche von der Thüringer Christel präsentirt wurde, die seit Jahren unter der Firma: „das schwarze Gespenst" daselbst den Dienst eines Kellners verrichtete.

Schon oft hatte sich Michael vorgenommen, der Gefeierten seines Herzens einmal im Vertrauen ein Wörtchen in die Ohren zu zischeln, aber immer war ihm zu Muthe, als wenn ihn Jemand hinten an den Schößen seines blauen Sonntagsfrackes zurückhielt. Er dachte: du bist ein armer Knopfmacher, ein armer Posamentiergeselle, der von der Schnure leben muß, hier, bei diesem Antrage könntest du keine gute Seide spinnen und dergleichen Dinge mehr.

Die Liebe jedoch giebt Muth und Hoffnung, auch Michael hoffte und begnügte sich vor der Hand, des Abends an ihrem Hause vorüberzugehen und hinaufzublicken nach den niedrigen Fenstern, nach dem traulichen Stübchen, wo Regina mit der Würde einer züchtigen Hausfrau waltete und nach vollbrachter Arbeit den Gesellen ihres Vaters die Suppe auf den Tisch brachte. — O, seufzte er oft, warum bist du nicht ein Korbmacher geworden. Glückseliger Bruder Straubinger, der

du jetzt aus ihren Händen deinen Teller in Empfang nimmst, wie sehr bist du zu beneiden. — Ach! welch ein Glück, wenn ich dort oben an die Stelle des Lehrjungen treten könnte, der nach Recht und Handwerksbrauch eigentlich bei Tische stehen muß, bei Kartoffelmuß nur eine halbe Bratwurst empfängt, und um dessen Grütze= oder Hirsebrei sich nur des Sonntags ein Horizont von brauner Butter schmiegt.

Unter solchen Gedanken war Michael eines Abends mit Doublirschritten unter Reginas Fenstern auf= und abgegangen, zu welchen der Hammer seines Herzens den Takt angab. Da schlug die Glocke zehn Uhr, und als ein guter Bürger mußte er ja jetzt sein Haus suchen. Noch einmal blickte er nach dem Fenster empor, sah am Roulleaux einen Schatten, dem Michael einen Gruß zuwarf. War es Zufall, der Schatten hob den Arm in die Höhe, als mache er eine dankende Erwiederung. Michael war selig, er hoffte, daß es Regina gewesen. Kann sein; vielleicht aber auch der Lehrjunge, der den Bierkrug des Meisters hinweggeräumt und versucht, ob nicht noch ein Schlückchen darin sei.

Eilig entfernte sich Michael, indem er bei sich den Entschluß faßte, Morgen mit den Angelegenheiten seines Herzens auf's Reine zu kommen, damit ihm nicht etwa ein Anderer den Rang ablaufe, denn ein edler Ritter der Schneiderzunft schwärmte ebenfalls für die Schöne, und wenn er ihrer ansichtig wurde, da schmiegte sich der Geweihte der Nadel noch mehr als ihres Vaters Weidenruthen, welche zuvor mit Wasser angefeuchtet waren.

Michael hatte Niemand mehr in der Provinzialstadt als seinen Vetter. Wer war dieß? Ein Mann, dem das Wohl der Stadt oblag, der über Alle wachte, ein Mann der Spieße hatte — er war Nachtwächter. Diesem konnte er sich freilich nicht anvertrauen, obgleich er sonst ein braver Mann war, der in früherer Zeit lange als Soldat gedient und zur Belohnung für all' die Mühseligkeiten und Strapazen das Nachtwächteramt erhalten hatte. Von diesem, welcher gerade die zehnte Stunde abgerufen, nahm Michael gute Nacht und schlenderte weiter. Wie er aber träumend fortging und der hübschen Regina mit den Bausbacken gedachte, vernahm er plötzlich den schrillen Ton

einiger Guitarrensaiten, welche, wie es ihm schien, mit einem wehenden Rockzipfel berührt worden.

Michael blickte hin, da laufen ihrer Drei schnellen Schrittes mit einer Guitarre und einer kleinen Handlaterne, welche wahrscheinlich dazu dienen sollte, das Griffbrett zu erkennen. — Unserm Knopfmacher ging ein Licht auf, wie noch nie, denn er erkannte in dem Guitarrenträger den Schneidergesellen, seinen luftigen Nebenbuhler, der ebenfalls auf Korbmacher Liebigs Reginchen ein Auge geworfen und wahrscheinlich ihr Herz mit Sang und Lautenspiel erobern wollte. Und so war's. Der Schweriner hatte noch einen Landsmann und den blonden Zittauer aufgegabelt, welche ihm mit Tenor und Baß bei diesem schwierigen Geschäft unter die Arme greifen sollten.

Michael wollte ob dieses Ansinnens aus der Haut fahren, dieß mußte vereitelt werden, und wenn sich ihm die ganze Schneider=Innung mit Scheeren und glühenden Bügeleisen in den Weg gestellt hätte.

Er wußte Rath. Spornstreichs eilte er voraus, schnitt dem Terzett mit wahren Höllensprüngen den Weg ab und gelangte so athemlos zum Vetter Nachtwächter, der an einer Ecke stand und sein Stummelpfeifchen schmauchte.

Diesen setzte Michael nun mit aller Beredtsamkeit in Bewegung, das vorhabende Schneiderständchen in der Geburt zu ersticken, indem davon seine Liebe, sein Glück, seine ganze Zukunft abhinge.

„Das geht nicht, Michelchen!" entgegnete dieser, indem er die kurze Pfeife auf der Stange seines Spießes ausklopfte, „wir haben kein Verbot."

„Ich bitt' Euch, thut mir nur dießmal den Gefallen."

„'S geht wahrhaftig nicht. Ich kann doch nicht die Sänger auf's Maul schlagen. Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der ist . . ."

„Ein Narr seid Ihr. — Herr des Himmels, da kommen sie schon, in fünf Minuten bin ich ein verlorner Mann. Da! da! wie sie rennen. Vetter! noch eine Bitte:"

„Was ist's?"

„Hört die Bitte eines rasenden Knopfmachergesellen. Ihr habt jetzt drei Viertelstunden Zeit! Leiht, leiht mir nur auf

fünf Minuten Mantel, Spieß und Horn, ich bringe Alles unversehrt wieder, aber schnell, schnell, ich flehe Euch darum bei allen Wächtern des Himmels und der Erde.

Diese Rede war ein lauwarmer Thauwind auf die Eisrinde des Nachtwächterherzens, und „Sohn, da hast Du meinen Speer" reichte er ihm den Spieß, und als der alte abgeschabte Flausmantel Knopfmachers Lenden gräbte, da hieß es: der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus, und hatz, hatz, ging es fort nach dem Hause der Geliebten.

Michaels Ahnung war kein leerer Traum, nein fürchterliche Wahrheit, denn das nähende und singende Kleeblatt hatte ein Seitengäßchen benutzt. Schon hatte der Schweriner seine Mundklappe gelüftet, um den Ton anzugeben, schon schlug er auf der Guitarre den C-dur- und G-dur-Accord an, mehr gab's nicht her, als der zum Nachtwächter geformte Knopfmacher herbeistürzte. „Herrrr! was soll hier vorgehen? Geklimpere und Spektakel in der Nacht, was der Herr Bürgermeister bei drei Tage Hundeloch verboten? I, da soll doch gleich ein neunhäutiges . . ."

Das Terzett stäubte aus einander wie Sägespäne. Herr des Lebens! die Kerle rannten wie die Schneider, vorzüglich der mit der Guitarre, er sauste die Straße entlang, daß das Instrument wie eine Windharfe klang.

Knopfmacher Michael, dem der große Wurf gelungen, und der mit einem Kraft- und Machtwort den Faden des Gesanges zerschnitten, mit Hülfe dessen sich die zartfühlende Schneiderseele in Reginchens Herz einbugsiren wollte, eilte von dannen und gab seinem Vetter die Nachtwächter-Insignien mit größtem Danke zurück.

Der blonde Zittauer, dem der Schreck in die Beine und das fistelnde „C. E. G. C." wieder in die Luftröhre zurückgefahren, als er so vom Mann der Nacht angerasselt wurde, hatte am andern Morgen das Fieber, welches ihn so schüttelte, daß er sich zu Nutz und Frommen seiner Gesundheit genöthigt sah, eine halbe Portion Fliederthee anfahren zu lassen.

Den Schweriner, den Mutter Natur auch mit zarten Nerven begabt, hatte das Liebesfieber so ganz und gar verlassen, daß er schwur, nie und nimmer wieder sein Auge zum

blühenden Zweiglein an Korbmachers Stammbaum zu erheben. Kurzum, seitdem er den Nachtwächter mit dem Horne gesehen, war seine Liebe wie weggeblasen, und Michael hatte nun freies Feld, hatte Courage wie noch nie, und im Sinn der Worte: „Schmiede das Eisen, weil es warm ist,“ beschloß er, heute den ersten Angriff zu wagen, damit ihm endlich Gewißheit werde, ob er dereinst Reginchen sein nennen solle oder nicht.

Es geschah. Nachdem er früh seine hirschledernen Handschuhe gewaschen und sich aus seiner Wäsche ein Vorhemdchen ausgesucht, das den frisch gefallenen Schnee zum Kampfe herausfordern konnte, zog er gegen Abend den Sonntagsfrack an und wartete in der Hausflur, bis Reginchen den Stand schloß und sich anschickte, nach Hause zu gehen.

Die eintretende Dunkelheit war dem Knopfmacher günstig, er trat hervor, sagte freundlich guten Abend und bat Reginchen um das Glück und die große Ehre, sie nach Hause begleiten zu dürfen.

Reginchen — gab ihm keinen Korb. Alles Andere, Gegenliebe, Händedrücken, Küßchen, und wie die Dinge weiter heißen, hat sich gefunden. Nach Verlauf von acht Tagen hing Michael schon in Liebigs Wohnung seinen Hut auf, war mit Reginchen ein Herz und eine Seele, mit dem Alten treu und innig einverstanden, mit einem Wort: in Korbmachers Hause Hahn im Korbe.

Beide sind jetzt ein glückliches Pärchen. Die Firma:

„Posamentier und Knopfmacher Michael“

hängt am Hause, und da Reginchen sich recht niedlich mit in das Geschäft gefunden, so haben Beide schon manchen guten Faden gesponnen; es geht Alles wie an einem Schnürchen, und an Baarem ist kein Mangel, denn als Posamentier sitzt er ja oft in der Wolle und ist immer ein Mann, der „Knöppe“ hat.

Das Lustspiel im Militairbad.

Eine wahre Geschichte.

Es war an einem heißen Julitage, als der Ober=Lieutenant Degenknopf aus dem Garnisonstädtchen G. in der Residenz ankam, wohin er versetzt worden war, um hier ferner in der Linie zu dienen. Unser Kriegsmann war etwas sehr corpulenter Natur, und sein gewichtiges Bäuchlein gestaltete sich zu der kleinen Figur höchst komisch. In der Kaserne angelangt, wo ihn außer einigen befreundeten Offizieren Niemand kannte, klagte er über die gewaltige Hitze, die von Stunde zu Stunde immer höher stieg. Der Sohn des Mars pustete im Zimmer herum und beschloß in's Bad zu gehen, um der Hitze und des Staubes ledig zu werden.

Von seinem Fenster aus blickte er hinüber nach den kühlen Wogen der Elbe und erkannte an der Form der Bretter und Planken, daß daselbst ein Militairbad.

Obgleich er Einen der Offiziers bewegen wollte, ihn zu begleiten, so fand sein Gesuch dennoch kein Gehör, denn der Kleindicke war wegen seines protzigen Wesens nicht sonderlich beliebt. Er ging daher allein, in voller Uniform, denn die Civilkleidung kam erst anderen Tages mit der Post nach. Schweißtriefend kam er an Ort und Stelle an, kein Mensch weder in der Nähe, noch in der Ferne, denn die Soldaten badeten immer erst später.

Das Bad war durch Bretterverschlag in zwei Theile gebracht. Der große Raum war das Mannschaftsbad, wo Unteroffiziere und Gemeine ihre Glieder wuschen, während der kleinere Raum nur von Offizieren benutzt werden durfte.

War es nun Unkenntniß mit der Sache, oder lockte das große weite Bassin des Mannschaftsbades, kurz, der dicke Lieutenant beschloß hier zu baden, denn er mußte, wie der Barbier Bimbs in Bäuerle's „Aline" immer „etwas Apartes" haben. Als er sich entkleidet und seine völlige Armatur mit dem Hemd zugedeckt, watschelte er in das Bad, und die Wellen der Elbe brandeten um Oberlieutenants wohlgenährtes Bäuchlein. Ach! das war Erquickung! er tauchte sogar sein Haupt unter, dessen Mittelpunkt Erinnerungen an die Lüneburger Haide erweckte.

Der täglich nach Bartwichse seufzende Schnurrbart war entsetzlich zerzaust.

Während er so die Freuden des Bades genoß und sich in dem herrlichen Elbstrom ganz cannibalisch wohl befand, rückten singend und pfeifend mehrere Soldaten an, Leute vom Train, bekanntlich eine hübsche Sorte und die ausgelassensten in der ganzen Armee.

„Der Teufel! was ist denn da für ein kleiner Nackfrosch in unserm Bade?“ rief Einer der Soldaten, die schon auf dem Wege einen Theil ihrer Kleidung abgeschält.

„Wie kommt denn dieser Philister hieher? — Warte, Gottlob, mit Deinem dicken Bauche, wir wollen Dir lernen, hier zu schwemmen; will wahrscheinlich den Sechser ersparen, den es da unten kostet. — Gukt nur, wie er sich mausig macht, er baddelt in unserm Bade herum, als ob es sein gehörte.“

Hui! Mütze rechts, Jacke links, und als die letzte Hülle gefallen, sprangen von den sechs Badelustigen gleich Zwei zu gleicher Zeit hinein, daß das Wasser hoch emporspritzte.

„Kreuzdonnerwetter! was — ist das — für — Unart?“ rief der kleine Dicke, „zehn Schritt vom Leibe, oder . . .“

„Was? zehn Schritt? — Herr Je! wer sind Sie denn, mein gutes Herrchen?“ — Plump! da sprangen noch die andern Vier hinein, daß sich eine wahre Wassersäule emporthürmte.

„Sakrement! verhaltet Euch ruhig!“

„I, was Sie nicht sagen, sehen Sie 'mal an, Sie sind wohl aus Meißen?“

„Kerl! schweige Er, oder ich steck' Ihm eine . . .“

„Oho! da sind wir auch noch da!“

„Stecken? — dieser Nußknacker?“ — Schwabb! schwabb! alle flachen Hände warfen jetzt ganze Sturzbäche von Wellenbädern auf Rücken und Bäuchlein des Erzürnten.

„Kerl! rühr' mich nicht an!“ brüllte er dem langen Strampelmeier entgegen, „rühr' mich nicht, oder es ist Dein Tod!“

„Häh! nur nicht gleich so happig!“ — Klitsch! — und wieder ging das Wellenbad los, daß ganze Clyde=Fälle und Niagarras umherbrausten, aus deren Strudel man jetzt die Worte vernahm: „Zurück! ich — bin — Lieutenant!“

„Leutenant? I, den müßten wir doch auch kennen. Wart! wir wollen Dich beleutnanten" und — jetzt begann eine Sündfluth, gegen welche der Rheinfall bei Schaffhausen nur ein Nösel Röhrwasser ist.

„Sie hielten einen Kettentanz
Rings rund herum im Kreise,"

und der lange Strampelmeier war schon Willens, den Kleinen ein wenig unterzutauchen, als selbiger ihm unter seinen Händen wie ein Aal entschlüpfte. Wüthend rannte er nach dem Ufer, schwang sich empor, zog weiter nichts als die Uniform auf den nassen Leib und trat so mit imperatorischer Hoheit vor seine Peiniger.

Herr der Gerechte! Als die Sechs die Epauletten mit den zwei Sternen sahen, da hieß es nicht wie in Pretiosa:

„Es blinken so lustig die Sterne
In's Dunkel des Lebens hinein."

Strampelmeier wollte auf ewig in den Wellen untertauchen, er aber stand mit gezogenen Armen am Leibe ächt militärisch und kerzengrad nebst seinen Kameraden im Elbstrom. „Tiefe Stille herrscht im Wasser," während in Oberlieutenants Visage ein furchtbares Gewitter aufzog. Den armen Kerlen war zu Muthe, als ständen sie in Scheidewasser oder Vitriolöl, Keiner regte, Keiner rührte sich, sie standen da, wie in Spiritus gesetzt.

Eine furchtbare Pause. — „Ihr wollt Soldaten sein? Taugenichtse seid Ihr! Ich sollte Euch Alle durchfuchteln und Jedem so 99 aus dem Eff-Eff aufzählen lassen, daß Euch die Schwarte knackt, Ihr Schockschwerenöther! In's Hundeloch sollt Ihr mir Alle! Euch soll der Teufel die Stange halten!"

Jetzt zog er seine Brieftasche hervor, nahm den Bleistift heraus und rief barsch: „Euren Namen!"

„Strampelmeier!"

„Stram—pel—mei—er. — Wart! Dich will ich unterstreichen, Du hast es besonders auf dem Kerbholz. Weiter!"

„Müller der Sechste!"

„Böse Sieben solltest Du heißen, Du Hall . . . Der Dritte?"

„Seifert!"

„Weiter!“

„Hellmuth!“

„Ja! Hellmuth war ein Friedenstörer. — Der Fünfte?“

„Gotthans!“

„Schinderhans solltest Du heißen. — Der Letzte!“

„Weiße!“ rief ein Tambour, dem das Wasser bis an den Hals ging.

„Wei—ße. — Wirst aber bald in die Dinte kommen. — So! was weiter geschieht, das werdet Ihr erfahren.“

Murrend und fluchend zog er sich an. Es waren schreckliche Momente. Endlich war er fertig und warf all denen in Neptuns Armen noch befindlichen Sechsen zum Abschied einen Blick zu, der fähig war, ganze Pulverfässer zu entzünden.

„Er hat sich gedrückt!“ stöhnte Hellmuth, indem er einen langen Hals machte. — Langsam, wie die Bieber, kam das halbe Dutzend heraus, dem heute noch der Pelz und der Kopf gewaschen worden.

Unter Angst und Bangen vollbrachte die Bademannschaft ihre Stunden, immer wähnend, vor den Herrn Auditeur gerufen zu werden. — Der kleine Dicke, der wohl eingesehen, daß seine Klage nur Heiterkeit und Gelächter hervorrufen werde, ließ es bei dem Verweis an Ort und Stelle bewenden und machte weiter kein Aufhebens von der Sache.

Als acht Tage in's Land gegangen und die Sechsergesellschaft immer noch keine Vorladung erhalten, da sagte Strampelmeier zu seinen Kameraden: „Er hat's uns geschenkt! er trägt's nicht nach — das ist ein Lieutenant, der sich gewaschen hat.

Epigramme.

Du wolltest uns die Zeit vertreiben
Im Röllchen des Elias Krumm;
Das Blättchen doch hat sich gewendet,
Denn — Du vertriebst das Publikum.

*

„Satyren ohne Unterschrift
Veracht' ich!“ — ruft Magister Gift.
Des Nilstroms Fluth bringt Segen über's Land
Und doch — ist seine Quelle unbekannt.

*

Auf einen schlechten Geiger.

Seit er läßt seine Geige
In Stadt und Dorf erschallen,
Da ist das Rattenpulver
Um zehn Procent gefallen.

*

Spielt er noch Violine
Dereinst in jenem Leben,
So muß der ganze Himmel
Die Ohren sich verkleben.

*

Väterliche Ermahnung.

Geschichte, ja mein Sohn!
Mußt Du recht fleißig lesen,
Damit Du siehst wie dumm
Die Welt von je gewesen.

*

Als Robert Heller's Lustspiel: „Der letzte Wille“, schauderhaft durchfiel.

1.

Wie? was? der Dichter ist Notar? —
Da steht es schlecht um seine Sachen,
Denn wie wir sahen, kann der Mann
Nicht einen letzten Willen machen.

2.

„Der letzte Wille“ wurde zum Concurs
Und das Parterre ist mit acht Groschen d'rin;
Ich dummer Hans! acht Groschen blank und baar
Warf stockblind ich für einen Heller hin.

3.

So schön ist Leipzig nie im Bild
Von West gezeiget worden,
Denn es pfiff gleicher Zeit der Wind
Aus Osten, Süd und Norden.

4.

O Wunderzeit! es schlug ein Hammer *)
Auf einen Heller sonder Zagen,
Nachdem der Heller, wie bekannt,
Vorher den Schmidt **) schon breit geschlagen.

Trauer auf Befehl.

Der Gutsherr starb, und der Amtmann
Rief in das Dorf: Legt Trauer an!
Da schrie der ganze Bauernchor:
„Hurrah! jetzt kommen wir in Flor!“

Auf unsers Herrn Pastors großen Stock.

Hätt' ich den Stock, ließ' eine Klafter Holz
Ich sicher mir zur Winterzeit d'raus schlagen,
Und könnte dann zur Unterstützung noch
Den Rest gemächlich als Spazierstock tragen.

*

*) Ein Recensent.
**) Theaterdirector.

Die allerbequemste Profession —
Es ist kein blauer Dunst,
Ist heutzutage beim Apoll
Fürwahr die Schauspielkunst.

*

Was? Christlieb wär' ein arger Geldverschwender,
Weil er oft trinkt ein Fläschchen sauern Wein?
Profit! Profit! er kauft zum Nasenschmucke
Für Silbergroschen sich Rubinen ein.

*

Hephästos hatte wandelnde Statuen,
An hundert wohl, wie die Gelehrten künden.
Doch, nicht verzagt! an unsern Hoftheatern
Getrau' ich mir noch tausend aufzufinden.

*

Wär' halb nur seine Denkungskraft
So groß wie sein Gewissen,
So wäre Stax, der Kritikus
Ein Recensent — zum Küssen.

*

Die Loge des Prosceniums
An des Orchesters Grenze,
Ist öfters nur die Belle-Etage
Für Hänse und für Gänse.

*

Als in „Cabal und Liebe" man
Das Röllchen ihm vom Kalb verliehen,
Sah man schon seinen Fortschritt an,
Denn — er hat wie ein Ochs geschrieen.

*

Jedwede Frau sollt' Fanny Elsler
Hinfüro nur mit Ehrfurcht nennen,
Denn sie beweist im Tanz, daß Weiber
Ein Viertelstündchen schweigen können.

*

Ein Kämmerling an einem Hofe
Ward krank und hielt zu diesem End'
Um Unterstützung an als: Kaiser-
lich-königlicher Hofpatient.

*

Wie aufmerksam! Man wollt' versubhastiren
Die Pulvermühle jüngst zu Weißensee;
Da ging das Ding, zwei Tage vor'm Termine
Von selber in die Höh'.

Der Unentschlossene.

Ich wollte, Ihr hättet den Herrn Wilibald Thomas gekannt; das war ein höchst origineller Kauz. Sein Wille war ein schwankes Rohr, das vom Wind hin und her geweht wird, eine Wetterfahne, die jetzt nach Nord und in einigen Minuten nach Süd zeigt.

Hätte es sein Wille vermocht, ich glaube er wäre gar nicht auf die Welt gekommen, oder hätte sich noch einige Wochen besonnen, ob es gerathen sei, das Licht der Welt zu erblicken. Einen so unentschlossenen Menschen gab es wohl noch nie auf dieser Erde als diesen Wilibald Thomas, der schon in frühester Jugend genugsame Pröbchen von der Wandelbarkeit seiner Willenskraft abgelegt.

Aber dieses sonderbare Wesen war ordentlich in seiner Familie erblich und sein nach Amerika ausgewanderter Bruder machte es ebenfalls nicht besser; das war auch so ein Chamäleon, und einen Streich desselben können wir nicht unberührt lassen; er charakterisirt ihn namentlich.

Auf der Universität hatte er einmal mit einem andern Studenten ein Duell. Sein Gegner, ein ganz patenter Schläger, der nur auf krumme Säbel losging, macht hier ebenfalls seine Fertigkeit geltend und haut dem Bruder des Herrn Thomas die Nase ab.

Dieß war ihm nun gewiß sehr fatal, denn ein Mensch wie dieser, der seine Nase in Alles steckte und nun keine Prise mehr schnupfen konnte, war allerdings in Ermangelung dieses Riechorgans sehr schlimm daran.

Da hört er, daß der Dr. Dieffenbach in Berlin eine wahre Vicenatur sei und jedem, der seine Nase verloren, wiederum eine neue andrechsele, die er aus dem Oberarme des Nasenlosen herausschneide.

Der Mann ohne Nase reis't schnell nach Berlin zum Nasenlieferanten Dieffenbach und bittet selbigen, seine Kunst und Geschicklichkeit auch an ihm zu erproben, denn die Nase, die ihm das Universitätsgericht wegen des Duells ertheilt, sei nicht zu gebrauchen.

Der Herr Doctor ist gleich bereit. — Die Operation geht vor sich, doch ehe er losschneidet, fragt er, „Wünschen Sie eine griechische oder eine römische Nase? Bestimmen Sie, ich diene ganz nach Belieben.“

„Eine griechische Nase! aber recht hübsch geformt. Schneiden Sie zu, hier ist mein Arm, ich werde nicht das geringste Zeichen von Schmerz zu erkennen geben.“

Das Messer blitzt in der Hand des geübten Arztes und nach einer halben Stunde ist das Werk vollendet.

Eben soll das Gesicht vermittelst einer Bandage am Oberarm befestigt werden, da springt der Mann, dem eine Nase gedreht worden, vom Stuhle auf, eilt nach dem Spiegel und reißt die Nase wieder ab. — Ich habe mich anders besonnen, Herr Doctor, ich will eine römische Nase.

Dieffenbach fügte sich seinem Willen und schnitt noch einmal.

Von Wilibald könnte man ähnliche Geschichten erzählen. Mit dem vierzehnten Jahre verließ er natürlich die Schule und man fragte ihn, welchen Beruf er wählen wolle. Du liebe

Zeit, dieß wurde ihm unendlich schwer und für den Burschen rückte das funfzehnte Jahr heran, ehe er seine Wahl traf.

Er beschloß sich der Musik zu widmen. Seine Eltern trafen Bestimmung, ihn nach einer berühmten Musikschule abgehen zu lassen. Der Tag der Abreise nahete heran und die Mutter begleitete ihn nach dem gewählten Orte.

Während der Vater noch ganz gerührt ist von dem Abschiede und von den vielen väterlichen Ermahnungen die trocken gewordene Zunge mit einem Gläschen Wein annetzen will, kommt plötzlich der Reisewagen wieder die Straße herunter gefahren, hält vor'm Hause, Wilibald steigt aus und sagt beklommenen Herzens, er habe sich anders besonnen, er wolle studiren und wünsche auf das Gymnasium zu kommen.

Der Herr Vater schnippelte bei dieser Nachricht drei Toisen hoch empor und wollte durchaus nicht einwilligen; die Mutter aber sprach zur Sühne, indem Wilibaldchen das Schooßkind war.

Die Schulzeit verging, Wilibald reis'te nach der Universität. — Welchem Studium wollte er sich widmen? — Ha! das war eine schwere Frage. Er beschloß, sich der Theologie in die Arme zu werfen.

An dem Tage, wo er die Inscription empfangen, lief er wieder auf das Universitätsgericht und ersuchte den Universitätsrichter, ihn gefälligst unter die Juristen eintragen zu lassen, er habe sich anders resolvirt.

Es geschah. Er belegte bei zwei Professoren die Institutionen und Pandecten und bezahlte pränumerando. Am Tage, wo die Collegia ihren Anfang nahmen, wanderte er in das Auditorium, wo ein Professor der Medicin seine Zuhörer um sich versammelte. Studiosus Thomas hatte sich anders besonnen, er hatte die Rechtsgelahrtheit mit der Arzneikunde vertauscht. Ja, aber wie lange; nach Verlauf von vierzehn Tagen saß er in dem Hörsaal, wo Philosophie tractirt wurde. Herr Thomas war während dieser Zeit unter die Weltweisen gegangen und Theologie, Jurisprudenz und Medicin hatten das Nachsehen.

Endlich hatte er ausstudirt, seine Eltern waren unterdessen gestorben und ein nettes Vermögen, welches dieselben hinterlassen

hatten, reichte hin, den Philosophen sorglos in die Welt gucken zu lassen.

Thomas war jetzt 23 Jahr, als ein alter Onkel in ihn drang, sich zu verheirathen. Das war ein saurer Apfel. Er besah sich eine ganze Legion heirathsfähiger Mädchen und — konnte sich für keine bestimmen.

Der Onkel zürnte deßhalb ganz entsetzlich, ärgerte sich dermaßen, daß er bedenklich erkrankte. Sein Ende nahete; vor demselben machte er sein Testament und setzte seinen Neffen zum Universalerben seines Vermögens mit der Bedingung ein, daß selbiger noch vor Ablauf des 24. Jahres sich verheirathe.

Das Vermögen des Onkels betrug 5000 Thaler und diese waren mitzunehmen. Hat er sie empfangen? — Nein, das Armenhaus und Blindeninstitut theilten sich darein, denn Thomas konnte sich nicht entschließen und den Tag nach seinem Geburtstag nahm der Rath nach dem Willen des Erblassers das Sümmchen in Beschlag.

Wilibald Thomas ärgerte sich nachher ganz gewaltig, doch holte die Göttin Fortuna den Schaden nach. Er hatte ein Lotterieloos, steuerte es bis zur fünften Classe und als der erste Tag der Ziehung kam, vertauschte er es mit einem andern, weil ihm die Nummer nicht gefiel. Dieß war sein Glück. Den andern Tag gewann das Loos 10,000 Thaler und da er die Hälfte bezog, waren Onkels verloren gegangene 5000 Thälerchen ersetzt.

Aus Freude über diesen Fund setzte er sich hin, wickelte 100 Thaler in ein Papier, couvertirte es und schrieb darauf: „An die Deputation des Waisenhauses."

Er rief nach seinem Diener, um den Brief an den Ort der Bestimmung zu tragen. Ehe dieser jedoch erschien, kratzte er das Waisenhaus weg und setzte an diese Stelle das Taubstummen-Institut. — Er hatte sich anders besonnen.

Ein Glück, daß der Diener erschien, sonst hätten die Taubstummen am Ende noch die hundert Thaler an das Theater-Ballet-Chor oder an eine durch Hagelschlag verunglückte Dorfgemeinde abtreten müssen.

So waren denn bereits mehrere Jahre vergangen und Herr Thomas trieb immer noch Junggesellenwirthschaft, obgleich er

mehr als einmal fest entschlossen, sich in den Stand der heiligen Ehe zu begeben. Zeit war's, denn er zählte bereits 35 Jahr.

Da fügte es sich, daß er zwei wunderliebliche Mädchen kennen lernte, zwei Schwestern, die Eine eine Brünette, Auguste mit Namen, die Andere, Louise, eine reizende Blondine.

Jetzt entstand ein großer Kampf im Innern des Unentschlossenen. Wenn er die Louise sah, die sich immer blau kleidete, was ihr so herrlich zusagte, wenn er die schöne schlanke Gestalt des Mädchens betrachtete, dann ging sein Herz in Feuer und Flammen auf und er gelobte sich, um diese, nur um diese zu werben.

Als der Augenblick erschien, wo er dieß thun wollte, trat ihm Auguste entgegen. Weg wie der Wind war sein Vorhaben; jetzt brannte er für diese.

Fast täglich ging er im Hause der Schwestern aus und ein, welche bei einer Tante wohnten und Herrn Thomas gar nicht ungern sahen, zumal er ein edles Herz besaß und außer seiner Unentschlossenheit sonst weiter keine erheblichen Fehler an sich hatte.

Beide Mädchen konnten trotz aller Aufmerksamkeit gar nicht klug werden, welche er bevorzuge. Bald machte er dieser bald jener den Hof.

Eines Tages erhielt Auguste ein süßduftendes Briefchen. Sie öffnete es: ein Gedicht. — Das Sonett war „An Auguste" überschrieben, aber nur zu deutlich sah man an der Schrift, daß die Louise ausgekratzt war und der Auguste den Platz hatte räumen müssen.

Jetzt schien sich der Sieg auf die Seite der Brünette zu lenken, denn Herr Thomas war augenscheinlich mit ihr ein Herz und eine Seele. Im Gedanken an selbigen beschloß sie in den Garten zu gehen um ihren Träumen nachzuhängen. Da, welch ein Schreck, liegt Thomas der Louise zu Füßen und — fleht um Gegenliebe.

Jetzt ging das Schmollen los und bei den Schwestern stellte sich die Eifersucht ein. Da wurde die Tante zu Rathe gezogen, wie und was hier anzufangen, denn die Sache schien sich in die Länge zu ziehen.

Tantchen Faltenreich wußte aber leider auch keinen

Rath und die Sache bekam einen sehr kritischen Anstrich, zumal beide Mädchen selbst nicht wußten, welche eigentlich Braut werden solle.

Da erschien ein rettender Engel in der Person des alten pensionirten Hauptmanns Barschfeld, ein alter grauer Haudegen, dem alles Flunkern und Flausenmachen in den Tod zuwider. Er war ein alter deutscher Michel; wie er sprach, so war es gemeint und kein Wort anders.

Als derselbe im Hause Platz genommen, den Schlafrock angezogen und die große Pfeife mit dem Meerschaumkopf in Brand gesteckt, rückte die Tante an seine Seite und sprach vertraulich: „Es ist gut, Bruder! recht erwünschenswerth, daß Du uns gerade jetzt besuchst, denn ich oder vielmehr die Mädchen bedürfen Deines Rathes und Deiner Hülfe."

„Nun, was ist's? Heraus damit, losgeprutzt!"

„Sieh, die Mädchen sind doch beide in den Jahren, wo sie einen Blick in die Zukunft werfen müssen; es ist der Augenblick gekommen, wo eine Frage an das Herz geschieht, weil doch..."

„Merke schon wo's hinaus will. 's ist eine Liebschaft im Gange, deßhalb nur gleich mit der Batterie vorgerückt, nicht so lange geplänkelt, wo steckt der Feind?"

„Sieh, die Louise sowie die Auguste, Beide haben einen Freier."

„Gratulire!"

„Aber er will sich noch gar nicht erklären."

„Was, alle Beide haben Einen? Ist der Kerl rasend?"

„Er schwankt hin und her, er liebt alle Beide; es ist ein guter, ein vortrefflicher Mensch, nur..."

„Scheint er mir nicht recht bei Sinnen zu sein. Wie kann er alle Beide lieben? Entweder Eine, die Andere, oder gar Keine. Die echte Liebe bleibt bei einer, das ist wie bei den Soldaten. Heute Infanterist, morgen bei der Cavallerie und übermorgen vielleicht gar als Ueberläufer im feindlichen Lager. — I, so einem Halunken ist besser, er wird gleich in's Zuchthaus gesteckt. Na, schon ein hübsches Portrait von dem Monsieur. Wie heißt der Schwerenöther?"

„Er nennt sich Wilibald Thomas.

„Schon ein Name, der mir nicht gefällt. Wilibald klingt so weich, es liegt so etwas Milchbärtiges darin, und in Thomas — in Thomas liegt gar nichts. Mag aber sein, bei unserem Regiment stand einmal ein Feldwebel, der hieß Käsetreppe und war ein kreuzbraver Kerl. Darum weiter im Text."

„Na, Bruder, nicht so barsch! Herr Thomas ist ein braver Mann er hat nur einen Fehler und dieß ist seine Unentschlossenheit. Er kann bei allen Unternehmungen nie recht rasch zur That kommen und es liegt mir und den Mädchen daran, eigentlich zu wissen, auf welche er sein Auge geworfen."

„Wenn's weiter nichts ist, dahinter wollen wir bald kommen. Ruf mir einmal die Mädchen herein."

Es geschah. — „Jetzt einmal hierher gerückt, Augen grad, Brust heraus! Laut und mit vernehmlicher Stimme auf meine Fragen geantwortet. — Für's Erste, Louise, als die Aeltere! Liebt Dich Herr Thomas?"

„Ich glaube es, bester Onkel, er hat mir Liebe und Treue geschworen."

„Hast Du Beweise?"

„Briefe in Menge, Blumensträußchen u. s. w."

„Liebst Du ihn wieder? —

„Ja!"

„Glaubst Du mit ihm glücklich zu sein?"

„Ich glaube, ich hoffe es."

„Tretet ab! Links um! Vorwärts Marsch! — Auguste!"

„Hier!"

„Liebt Dich Herr Thomas?"

„Ich glaube es, er hat mir Liebe und Treue geschworen."

„Hast Du Beweise?"

„Briefe in Menge."

„Das ist nicht wahr," schrie plötzlich Louise, welche wieder hervortrat. „Ich habe die Briefe, hier sind sie."

„Und ich auch. Hier sind die meinigen."

„Ich habe Blumensträußchen," hob Louise mit erhöhter Stimme an. „Rosen und Vergißmeinnicht, hier sind sie."

„Damit kann ich auch dienen. Hier ist ein ganzes Bouquet.“

„O, Blumen und Briefe sind nur Spielerei; ich habe mehr, ich besitze sein Portrait. Hier ist es.“

„Kennst Du diese Züge?“ entgegnete ihr Auguste, indem sie ebenfalls ein Portrait hervorzog, das gleiche Aehnlichkeit hatte.

„Nicht möglich! Er hat mich hintergangen; aber rühme Du Dich nur alles dessen, ich bin im Besitz eines Kleinodes, das Dir mangelt, das nur in meine Hand gegeben, ich, ich habe eine Locke von seinem Haupte. Hier, hier überzeuge Dich.“

„Kennst Du dieses Büschel? Es sieht dem Deinigen auf ein Haar ähnlich.“

„Nicht möglich! Wann hast Du es empfangen?“

„Gestern Abend um Sieben.

„Und ich um halb acht Uhr.“

„Kreuz Bomben und Granaten, am Ende wird der Kerl noch zum Kahlkopf und ruinirt ganze Blumen- und Gemüsegärten. Wart, diesen Haarabschneider will ich doch ein wenig in's Gebet nehmen; der soll mir scharf vor die Klinge, und Gnade Gott, wenn er nicht im Examen besteht. Wo und wie kann ich ihn treffen?“

„Es ist möglich, daß er uns morgen einen Besuch abstattet, vielleicht gar noch heute, denn um diese Stunde“... Da pochte es an die Thür, alle Vier schrien: „Herein!“ der Hauptmann natürlich am stärksten.

Die Thür ging auf und — Herr T h o m a s trat ein. Als er aber den Hauptmann sitzen sah, na, da hätte Eins sehen sollen, wie er das Hasenpanier ergriff. Als wenn er sich an dem Thürgriff die Finger verbrannt, saus'te er die Treppe hinunter.

„Aha! der merkt hier Einen, der ihm ein wenig auf den Zahn fühlen wird und bläs't deßhalb so rasch zum Rückzug. Wart Bursche, Du sollst mir nicht entgehen.“

„Ach, Onkelchen, er ist nur etwas schüchtern.“

„Schüchtern, ein Kerl von 35 Jahren?“

„Ihre rauhe Stimme, Ihr martialischer Schnurrbart.“

„Redensarten, Ausflüchte! Ehe vierundzwanzig Stunden

vergehen, hab' ich diesen im Garn und ich will Standrecht halten, wie noch nie. Ein Kriegsgericht hier in diesen vier Pfählen. Erst in Güte, aber dann hinterdrein das schwere Geschütz. Hagel und Wetter! wer ein reines Gewissen hat, der braucht sich nicht zu fürchten; aber ich merke schon, das ist auch einer von der Sorte, die nur herumschnäbelt und wenn gefragt wird: „Wie steht es, haben Sie ernste Absichten?" nach dem Hute greifen und das Weite suchen. Wart, ich bin jetzt einmal im Zuge, ich möchte den Unentschlossenen noch heute auf's Korn nehmen. Wo kann ich ihn wohl treffen?

„Heute ist Freitag," ließ sich Auguste vernehmen, „da geht er stets in die Harmonie, wo ein Gartenconcert stattfindet."

„Da werde ich ein wenig hingehen."

„Dieß ist nicht möglich," entgegnete ihm die Tante; „in dieser Gesellschaft mußt Du eingeführt sein."

„Wo liegt der Harmoniegarten?

„Gar nicht weit von hier. Der Weg dahin führt dicht vor unserer Gartenthür vorbei, dicht an der Holunderlaube."

„Gut, da werde ich die verliebte Wetterfahne erwarten und ohne alle weitere Complimente ein Gespräch mit ihm anknüpfen."

Der Hauptmann erhob sich vom Stuhle und blickte durch das Fenster. — „Also dort hinten an der Gartenthür. Na, Ihr könnt von hier aus das Schlachtfeld übersehen, könnt Zeuge sein, wie ich den Feind auflauern und vor die Klinge nehmen werde. Einen blauen Phantasiefrack, graue Pantalons und einen weißen Hut. Ich weiß genug."

Somit trollte er von dannen und begab sich auf seinen Posten, während die Tante sowie die beiden Mädchen am Fenster lauschten, welche letztere große Unruhe verriethen, denn jetzt mußte es sich ja entscheiden, welche von Beiden sich des Sieges erfreuen sollte.

Die Tante ergriff ihren Strickstrumpf und ließ sich auf das Sopha nieder und während Louise aus der Blumenvase eine Sternblume ergriffen und das Spiel begonnen: „Er liebt mich, er liebt mich nicht!" rief plötzlich Auguste: „Er ist da! er ist da! der Onkel spricht mit ihm, er bittet sich

Feuer von ihm aus; seht dort, die Cigarre und den Meerschaumkopf!"

Jetzt standen alle Drei am Fenster und schauten unverwandt nach dem Punkte hin, wo wahrscheinlich Friedensunterhandlungen gepflogen wurden.

„Wenn ich wüßte, was sie jetzt sprächen," ließ sich Auguste vernehmen.

„Ach, wenn ich jetzt Zeuge ihrer Unterredung sein könnte," flüsterte Louise. — Dann schwiegen sie aber mäuschenstill und folgten mit ihren Augen den Bewegungen des Hauptmanns, um daraus Krieg oder Frieden zu lesen. — Da, was ist das? Der Onkel ist die Höflichkeit selbst, er zieht seine Mütze und — empfiehlt sich.

„Jetzt werden wir's erfahren," riefen die Mädchen, welche nicht anders glaubten, als daß der Onkel nun spornstreichs herbeikommen und ihnen melden würde, was Herr Thomas gesagt. Selbiger blieb aber wie zuvor an der offenen Gartenthür stehen, blickte über das Stacket und — rauchte in derben Zügen seine Pfeife.

„Ach, wo er nur bleibt! Uns hier so lange warten zu lassen! ... Onkelchen! Onkelchen!" — Die Mädchen rissen das Fenster auf, winkten mit dem Schnupftuche immer rufend: „Onkelchen! Onkelchen!" — Wer aber nicht kam, das war der Herr Hauptmann, der beharrlich auf seinem Posten blieb, wie auch gewinkt und gerufen wurde.

„Nein, so ein Hartherz!" ertönte es wieder; „Tantchen, wir bitten, rufen Sie doch einmal hinab."

Die Tante bog sich zum Fenster hinaus, legte die hohle Hand an den Mund und rief: „Hauptmann!" daß das Echo im nahen Wäldchen wach wurde.

Erschien er jetzt, nach diesem schwesterlichen Ruf? Nein, er harrte noch immer auf seinem Posten aus und rauchte seinen grobgeschnittenen Portorico, daß sein Meerschaumkopf der Esse des Vulcan glich.

Jetzt konnten sich die Mädchen nicht halten, sie stürmten Beide die Treppe hinab und liefen, als gelte es einem Wettrennen, nach der äußeren Gartenthür.

„Nun, Ihr könnt es wohl nicht erwarten?“ herrschte ihnen der Onkel zu. „Zurück, stört mich nicht!“

„Ach, Onkelchen, wir wollten nur hören . . .“

„Was hören, ich weiß selbst noch nichts.“

„Wir meinen, ob sich Herr Thomas entschieden.“

„Er ist ja noch gar nicht gekommen, ich stehe noch auf dem Anstand.“

„Onkel, Sie haben ja mit ihm gesprochen, Sie haben sich an seiner Cigarre Ihre Pfeife angebrannt.“

„Das — war — Herr Thomas? Der hatte ja einen schwarzen Frack und einen schwarzen Hut!“

„Sie haben ja gehört, der Unentschlossene; er wechselt oft aller zwei Stunden die Kleidung.

„Da schlage doch ein Wetter drein. Ich wollte kurz und ohne alle Umstände mit ihm reden, derweile bin ich der höflichste Mensch von der Welt gewesen und stehe hier wie ein Hans Narr noch auf dem Posten.“

Unwillig warf er die Gartenthür zu und langte mit großen Schritten wieder auf dem Zimmer an. — Als er am folgenden Tage einen alten Bekannten in der Stadt besucht und wieder in das Haus seiner Schwester zurückkehrte, fand er bei derselben einen jungen Mann, den ihm seine Schwester als Herrn Thomas vorstellte.

„Freut mich recht sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen; hab' schon so viel Gutes von Ihnen gehört,“ sprach der Hauptmann und zwinkerte gegen seine Schwester mit den Augen, welches so viel bedeutete als: Sküsire Dich, jetzt will ich mit ihm allein sein.

Die Tante entfernte sich und als dieß Herr Thomas bemerkte, blickte er nach der Gegend, wo sein Hut lag, welches Manoeuvre dem Hauptmann keineswegs entging. — „Platz behalten!“ Freut mich, den jungen Mann kennen zu lernen, der gesonnen ist, sich nicht mehr als Garçon in der Welt herum zu treiben.“

Herr Thomas saß wie auf Nadeln und blickte verstohlen nach dem pensionirten Sohn des Mars, der jetzt seinen grauen Schnurrbart durch die flache Hand zog und dann weiter begann: „So ist's recht; das Herumtreiben so auf eigne Faust

hat nie gut gethan; ein eigner Heerd ist Goldes werth und wer nicht Frau und Familie hat, ist bloß ein halber Mann. Bin erst seit gestern hier, hab' aber mit Vergnügen vernommen, daß Sie hier Absichten auf eine von meinen Cousinen haben. Welche ist die Glückliche?"

„Mein Herr — Haupt — mann, ja, ich, ich liebe. . ."

„Davon habe ich Beweise gesehen, sogar doppelte. Ich möchte aber wissen, welche von den Mädchen die Auserwählte ist."

„Es ist — es ist . . . Herr Hauptmannn, ich weiß gar nicht. . ."

„Nun, Sie werden doch wissen, wie Ihre Herzallerliebste heißt; gehen ja seit Jahr und Tag hier aus und ein. Sie scheinen ein wenig blöde zu sein, denn Vergeßlichkeit ist hier wohl nicht möglich. Deßhalb will ich auf die Sprünge helfen. Die Aelteste heißt Louise, die andere Auguste, dieß weiß ich gewiß, denn ich habe Beide aus der Taufe gehoben. Also zur Sache, welche lieben Sie, welche wollen Sie heirathen?

„Heirathen?" rief plötzlich Wilibald Thomas.

„Nun, was denn sonst? — Herr, Ihre Unruhe wird mir verdächtig und es scheint mir, Sie haben sich hier im Hause meiner Schwester einen Spaß machen wollen. Herr, wie kommen Sie mir vor? Sie rutschen ja aus purer Verlegenheit mit dem Stuhle immer weiter und weiter und am Ende gar noch damit zur Thür hinaus, wie weiland der Dr. Faust auf dem Weinfasse. Hiergeblieben und hübsch Rede und Antwort gegeben, was Sie eigentlich im Schilde führen."

„Herr Hauptmann, ich — bin ja bereit, nur — mein Zweifel, mein schwankender Wille, der. . ."

„Bereits seit Jahr und Tag herüber und hinüber wackelt. Das ist freilich schlimm, aber der Mensch kann alles, was er will. Gebe gern zu, daß Sie es redlich meinen, kann aber auch umgekehrt der Fall sein, denn die Welt ist gar zu veränderlich. Deßhalb müssen wir in's Klare kommen, sonst kommen die Mädchen in der Leute Mund, und nichts ist verdrießlicher für eine Familie, als wenn es heißt, die Tochter wird bald heirathen und — es wird nichts daraus. Also jetzt kurzen Proceß gemacht, welche von den beiden Mädchen haben Sie in Ihr Herz geschlossen, welcher wollen Sie die Hand reichen?"

„Nun, ich will nicht schweigen, ich will Ihnen Rede und Antwort geben, morgen, morgen Vormittag. . ."

„Herr, das sind faule Fische und so leichten Kaufes kommen Sie nicht hinweg. Ah! Sie gucken schon wieder nach Ihrem Hut und wollen mir bei Gelegenheit entwischen. Nicht von der Stelle! Jetzt heißt's: Entweder! Oder! — Na! wie wird's?"

„Herr Hauptmann, ich habe gewählt, die Au—Au—"

„Die Auguste?"

„Ja!"

„Gut, das ist endlich ein Wort nnd die Sache soll gleich in Richtigkeit kommen. Wo steckt denn das Mädchen? Au—"

„Herr Hauptmann, um des Himmel willen, bringen Sie mich nicht in Verlegenheit; es ist ein Druckfehler, ich muß die Sache corrigiren, ich habe mich anders besonnen, ich will die Louise heirathen."

„Herr, Sie müssen wahrhaftigen Gott einen Spleen haben oder gehen darauf aus, mich, meine Schwester, die Mädchen und hier das ganze Haus an der Nase herumzuführen. Aber bei mir kommen Sie an den Rechten. Wart, Bursche, hier in meinem Koffer habe ich glücklicher Weise ein paar krumme Säbel, den einen für mich, den andern für Dich!" Und somit drückte er ihm die Waffe in die Hand!"

Herr Thomas wollte entfliehen. „Nicht von der Stelle, bis Sie sich erklärt oder Einer von uns Beiden auf dem Platze geblieben.

In demselben Augenblick, wie sich der Hauptmann auslegte, um den Säbel zu schwingen, stürzten Louise, Auguste und die Tante zur Thür herein.

„Rettet mich!" schrie Thomas aus voller Brust, indem er sich zu den Mädchen flüchtete, welche ihn Beide zu decken suchten.

„Waffen?" rief Auguste, indem sie den Säbel aufhob. „Wohlan! ich bin sein Secundant; was es auch sei, ich schlage mich für Herrn Thomas."

„Mir das Schwert, ich nicht minder!" rief Louise. „Vor Romeo's Rächerarmen wird Louise ihn beschützen!"

„Nichts da!" raunte ihnen der Hauptmann entgegen.

„Weiber fechten nur mit der Zunge. — Thomas Wilibald! Hier, bei diesem blanken deutschen Eisen, welche von Beiden wollen Sie wählen?"

„Diese Liebe, diese Aufopferung!"

„Dieser Heroismus."

„Ich bin gerührt!"

„Das ist Ihre Sache! Jetzt Entscheidung!"

„Die Pflicht der Dankbarkeit . . . ich nehme alle Beide."

„Herr des Lebens!" brüllte der Hauptmann, „Sie sind doch kein Türke, der zwei Weiber nehmen kann. Entscheidung! Die Losung ist Louise oder Auguste."

„Es sei, ich habe mich entschlossen! Meine Damen, ich war in Lebensgefahr, hier mit diesem pensionirten Wütherich. Sie, Auguste, waren die Erste, welche mit dem Eisen in der Faust mich schützen wollte. Eine Liebe ist der andern werth; hier, auf meinen Knieen schwöre ich ewige Liebe und Treue; Dein bis in den Tod."

„Hurrah! das ist ein Wort!" rief der Hauptmann. „So ist's recht; der einjährige Krieg ist vorüber, laßt uns jetzt das Friedensfest und die Verlobung feiern!"

* *
*

Vier Wochen darauf war Hochzeit. Als das Paar aus der Kirche nach Hause gekommen, als die Lichter den Saal durchfunkelten, als die Trompeten klangen und der Tanz im vollsten Gange war, machte sich der Hauptmann mit einer Champagnerflasche unter'm Arm ganz leise in die Ecke des Saales, wo der Neuvermählte in einer Fensternische stand.

„Na, alter Junge," ließ sich der Hauptmann vernehmen, als er ihm ein volles Glas von dem Don Juan der Weine reichte; „endlich doch entschlossen und heimgeführt die Brünette. Sie lebe!"

„Ja, sie lebe, die Brünette, lange und glücklich. Aber — Onkelchen!"

„Nun, was giebt's? Hast Du etwas auf dem Herzen?"

„Ja! — ich — ich hätte doch die Blondine nehmen sollen."

Beitrag zur Geschichte des heimlichen Gerichtsverfahrens.

Leidensgeschichte aus dem Leben eines Sonntagsjägers.

Aegiditag, der Auferstehungstag des edlen Waidwerks, war herangekommen, und Alles, was da „stolzirt in grüner Tracht", rückte hinaus auf das Feld. Philipp, ein sonst gutmüthiger Mensch, der aber keineswegs das Pulver erfunden, hatte schon längst ein Lüstchen verspürt, einem Hasen das Fell über die Ohren zu ziehen. Schon seit langer Zeit ging er seinen Vetter an, ihm einmal Flinte und Jagdtasche zu leihen, was dieser ihm rundweg abschlug, da nach seiner Meinung der Bursche nicht einmal eine Flinte laden, noch weniger damit schießen konnte.

Wenn die Katze fort ist, haben die Mäuse freien Lauf. Der Vetter verreiste, Philipp nahm das Jagdzeug von der Wand und eilte hinaus auf's Feld der Thaten, weit hinaus vor die Stadt, wo der Herr Vetter ein kleines Revier gepachtet hatte. Hier lud Philipp die Flinte und zwar mit einem Schuß, der hinreichend war, die weitverzweigte Familie „Lampe" der ganzen Umgegend aufzuschrecken.

Der Tag war keineswegs von der Art, um Nankinghosen zu tragen, denn der Wind heulte, als ob der Beelzebub nach seinem Kettenhunde pfiff. Schon hatte Philipp die ganze Feldmark durchstrichen, ohne so ein Vieh zu erblicken, das man Hase nennt. Diese schienen heute keine Lust zu haben, sich todtschießen zu lassen und duckten sich gar schlau in das Kraut oder in die Ackerfurchen. Philipp, der nach Waidmannsart schon manchen kleinen Fluch gestammelt hatte, war im Begriff, das Nimrodsgeschäft aufzugeben, als Boreas ihm seinen neuen Hut vom Kopfe riß.

Langsamen Schrittes und die ganze Jägerei verwünschend, ging er dem Wasserdichten nach. Als er denselben eingeholt, pfiff der Wind abermals, und der Chapeau ergriff auf's Neue die Flucht. Schon war er demselben wiederum so nahe, daß er die Hand danach ausstrecken konnte, als Monsieur Boreas

sich abermals erhob und den runden Hut auf dem glatten Feldraine hinjagte, als wenn sich ein geheiztes Locomotivchen an seine Krempe geheftet hätte. Als das Nachspringen nichts mehr half, riß der Erzürnte seine Flinte herab, legte an und schoß auf den flüchtigen Filz, daß die Haare herumflogen.

Losknallen und ein weittönendes „Au!“ aus Philipps Munde war das Werk eines Augenblicks. Der Gewehrkolben hatte seine rechte Wange so unangenehm berührt, daß sie auflief wie ein Pfannenkuchen.

Ehe er sich von diesem harten Schlage erholt hatte, wurde er hinten von ein paar Schneidezähnen gepackt, die nach der Tradition seines Gefühls unfehlbar einer ehrenwerthen Hundekinnlade angehörten.

— Steh, Saudieb! erscholl es zu gleicher Zeit aus einer Kehle, welche Grundton studirt hatte und noch rauher war als der Herbstmorgen.

Der Hegereiter kam querfeldein und ging mit starken Schritten auf den verblüfften Sonntagsjäger zu, welcher noch unter Hundevormundschaft stand. Wer ermißt den Schreck, als Philipp vernahm, daß er sich auf fremdem Revier befinde und mit Raubschütz, Hallunk und andern Titeln beehrt wurde, die man vergebens in Alberti's „Complimentirbuche“ sucht. — Irren ist menschlich, um wie viel eher hier, wo es möglicher, die Quellen des Nils aufzuspüren, als sich in die Polkwitzer Feldmarken zu finden, die hinsichtlich der Jagdgerechtigkeit über Mein und Dein entscheiden.

— Wie heißt Du, und wer bist Du? herrschte ihn der Jäger aus Churpfalz an, um dessen gebräuntes Gesicht die Barthaare wie ein Filtz Packzwirn herumhingen.

Der Erschrockene nennt seinen Namen.

— Du hast auf einen Hasen geschossen!

— Hasen? Fällt mir nicht ein.

— Na, auf Maikäfer hast Du nicht losgeplatzt. Heraus mit der Sprache!

— Herr, ich habe nach meinem Hute geschossen!

— Nach dem Hute? Kerl, ich glaube, Du willst mir hier Faxen vormachen?

— Ich versichere . . .

— Verdefendire Dich nicht! Du hast auf Hasen geschossen! Dich soll ein neunhäutiges Donnerwetter! . . . Vorwärts, Marsch! Zum Richter!

Der Sonntagsjäger griff nach seinem Hute, der ein Loch hatte, daß bequem ein Hamster hineinkriechen konnte. Dicht vor dem Dorfe stand der Schöppe, der behaglich ein Pfeifchen Schiebbockknaster rauchte. Als er den Jagdfrevler ankommen sah, nahm die Saalleiste der Gerechtigkeit dem die Entenpfütze umkreisenden Tag- und Nachtwächter seinen Spieß ab und ging gewichtigen Schrittes dem Huttyrannen entgegen, den er bei seiner Ankunft vom Stiefel bis zum durchlöcherten Filz musterte.

Nachdem der Hegereiter getreulich den Hergang der Sache berichtet hatte, ging der Zug zum Richter des Dorfes. Gerichtsschöppe und Hegereiter zur Seite, das Philippchen in der Mitte.

Der Richter, der schon seit einigen Tagen bemerkt hatte, daß ihm zwanzig Groschen an der Kirchenrechnung fehlten, und Tags vorher vom Herrn Gerichtsdirektor eine Nase bekommen, weil er die Rekrutirungsliste und das Quatembersteuer-Verzeichniß noch nicht eingereicht, hatte heute eine Laune, die nicht in Champagner gekocht war.

— Herein! rief er.

Die Thür angelte auf, und das Trifolium, exclusive des Jagdhundes, trat in das Findelhaus der Themis. Justinian setzte seine Brille auf und der Hegereiter begann abermals die Geschichte umständlich zu erzählen. Der Schöppe mit der Partisane stand unweit der Thür und erstickte mit einem „Nicht gemuckst!" jedweden Laut der Vertheidigung im Keime.

Als das Referat zu Ende war, stand des Richters Mund so weit auf, wie Philipps durchschossener Kopfdeckel. Nach einer Weile erhob er sich von seinem Sitze, hängte die Amtsmiene ins Gesicht und citirte das Gesetz vom Forst- und Jagdfrevel. Dann sprach er mit lauter Stimme:

— Die Sache geht nicht so leer aus, die Uebertretung des Gesetzes kostet Strafe.

— Strafe! erscholl es aus dem Munde der Andern, daß das Rothkehlchen hinterm Ofen aufgescheucht davon flog.

— Aufgemacht den Beutel! rief der Richter. Ein Mensch,

der ein so hübsches Habit und so eine propre Flinte hat, muß auch Batzen im Seckel haben.

Zitternd fragte Philipp, wie hoch sich die Strafe belaufe, die er zu entrichten habe, weil er seinen Hut durchschossen.

— Hut oder Hase, Alles Wurst! entgegnete der Richter. Die Sache macht mit den Untersuchungskosten drei Thaler preußisch Courant.

— Drei Thaler! erklang es abermals einstimmig in der Runde, indem sich der Gerichtsschöppe den Mund wischte, seine Pfeife einsteckte und nach der Schenke hinüberschaute.

Philipp rührte sein Geld, das nach seiner Berechnung kaum die Hälfte des Geforderten betrug, in der Tasche um.

— Heraus mit den Pflaumendreiern! näselte der Partisanenträger, Strafe muß sein!

Der Sonntagsjäger zählte seine Baarschaft, die in Allem einen Thaler achtzehn Groschen sechs Pfennige betrug. Das Spruchcollegium sah sich unter einander an, wie die Herren der Facultät, bevor sie einem Candidaten die Censur ertheilen. Nach einer stummen Pause räusperte sich der Richter und fällte folgenden Spruch:

„Sintemal und alldieweil der Herr Wilddieb statt 3 Thaler nur 1 Thaler 18 Groschen 6 Pfennige in Vermögen, so wollen wir, wenn er Stillschweigen über die Sache beobachtet, mit dieser Strafe vorlieb nehmen. Wonach zu achten!“

Philipp bezahlte. Mit den Worten: „Kommen Sie bald wieder!“ gab ihm der Hegereiter sein Gewehr zurück.

Von der Justiz gedrückt, vom Hunde gezwickt, ging der Sonntagsjäger mit leerem Beutel, schwerem Herzen und zerfetztem Hute von dannen. Themis und Nimrod wankten Arm in Arm in die Schenke und opferten dem Bacchus einen Thaler achtzehn Groschen sechs Pfennige.

Humoristische Betrachtungen

auf einem Spaziergange durch das Reich der Opern-, Commers- und Tafellieder.

Die Poesie ist eine geborne Lügnerin und fast jedes Gedicht ein Münchhausen, ein löschpapierner Herr von Krack. Die Dichter sprechen von Liebe und Treue vollendeter Schönheiten, die sich so wenig um den Poeten bekümmern, als der Sultan um den Mäßigkeitsverein. Sie trinken Wein, den sie nicht haben, und reden mit den Königen, von denen sie so weit entfernt stehen, wie der Uranus von der Sonne.

Dem Dichter des Liedes:

„'S ist mir Alles eins, 's ist mir Alles eins,
Ob ich Geld hab' oder keins,"

möchte ich gleich dreimalhunderttausend Executoren auf den Hals schicken und dann in Blausäure mit ihm Brüderschaft trinken. Mir ist dieß nicht einerlei, denn wenn ich Geldmangel verspüre, so bin ich das verdrießlichste Geschöpf auf Gottes Erdboden und im Stande, mit allen Menschen anzubinden. Sobald es aber in meiner Tasche klimpert oder ein paar alte zerknitterte Kassenbillets in meiner Brieftasche den Kant'schen Satz umstoßen, daß es nichts Leeres in der Natur giebt, dann bin ich im Stande einen Polizeidiener zu umarmen und ein Gedicht auf den Fürst Metternich zu machen. Die allergröbste Lüge ist aber Scribe's Ausspruch in „Robert der Teufel", wo es heißt:

„Das Gold ist nur Chimäre."

Da möchte denn doch wahrhaftig der Teufel drein schlagen! Scribe, der in diesem Augenblick drei Landschlösser mit Jagdparken besitzt, Montalais, Sericour und Montereau, ferner das schöne von ihm bewohnte Hôtel in der Straße Olivier-Saint-Georges, einen Eisenhammer, zwei Lederfabriken und ein Capital von mehreren Millionen in Aktien industrieller Unternehmungen, Scribe schreibt: „das Gold ist nur Chimäre," und Meyerbeer konnte dieß in Musik setzen? Da wir einmal bei französischen Dichtern und Componisten verweilen, so wollen wir gleich Herrn Boieldieu mitnehmen, denn

„Welche Lust, Soldat zu sein!"

will uns ein Lied seiner „weißen Dame" weiß machen. Ich danke schön. Nicht einmal Communalgardist zu sein, ist eine Lust, noch viel weniger ein Held der Landmiliz, der für achtzehn Pfennige den Tag Schildwache stehen und sich nöthigenfalls auch noch für diese Summe muß todtschießen lassen. Nichts wie Unwahrheit und Lüge bei den Poeten, selbst Göthe nicht ausgenommen, denn die Worte:

„Ich hab' meine Sache auf Nichts gestellt!"

widerlegt der Bauer, der ein Lotterieloos nimmt, der überzählige Lieutenant und jeder Oberlandesgerichts-Referendar. Ersterer denkt das große Loos zu gewinnen, der Zweite hofft wenigstens General und der Dritte Präsident oder Minister zu werden. Nimmer wird ein Kaufmann, der sich etablirt, oder ein Schriftsteller, der ein Journal gründet, ausrufen: „Ich hab' meine Sache auf Nichts gestellt!" Au contraire! der Krämer hofft Kunden und der Redakteur Abonnenten zu erhalten, denn die Erhaltung des Lebens fordert Kraft und Anstrengung, obgleich ein Poet, der gewiß Moneten besessen oder Legationsrath gewesen, das Lied gesungen:

Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust
Und froher Hörnerklang!"

Dagegen muß ich protestiren. Ich habe von Jugend an immer büffeln müssen, und wenn ich die Stockpfiffe für Hörnerklang gehalten, so hätte ich augenblicklich mein musikalisches Gehör auf die Polizei gebracht.

Nero benamst das Leben eine Knechtschaft, und sein Antipode Gellert nennt es eine Periode der Prüfung. Und das ist wahr. Alles wird geprüft, die Schüler der ersten bis zur letzten Klasse, die Candidaten, die Feuerspritzen, der Nachlaß eines Erblassers und auf der Grenze neulich sogar mein alter lederner Koffer.

Homer singt: „Das Leben ist eine Landschaft voll Mondenschein." Homer war aber blind, der hat also hier gar nichts zu reden; darum soll, wie Kluck im „Fest der Handwerker", Wallenstein das Wort haben, der das Leben eine Jagd nennt. Ich bin bisher immer bei der Treibjagd angestellt gewesen und

habe oft manchem Hasen nachlaufen müssen, der keinen Schuß Pulver werth war. — Nach Ciceros handschriftlichem Nachlaß ist das Leben ein Wirthshaus. Als ich die Finsterniß der Welt erblickte, hat mich der launige Droschkenfuhrmann Schicksal in das Gasthaus „zur Sorge" gefahren, während Andere im „Glücks-Hôtel" abstiegen und sich da gütlich thaten, indeß man mir bitter einschenkte.

Neulich ging ich an einer Weinstube vorüber, wo wacker gezecht und dann das Lied gesungen wurde:

„Wir sitzen so fröhlich beisammen
Und haben einander so lieb;
Erheitern einander das Leben ꝛc."

Abermals eine Lüge! Der Eine ärgerte sich über den Andern, daß Jener mehr Geld verprassen konnte, als er. Ein Recensent hatte eine bitterböse Kritik in der Tasche, welche an dem gegenübersitzenden Menschendarsteller kein gutes Haar ließ. Ein Advokat stieß klingend mit seinem Nachbar an, gegen den er morgen eine Wechselklage einzureichen beabsichtigte und das Blanquet zur Vollmacht schon bei sich führte. Gesagt, gethan! Zwei Tage nach dem frohen Gesang ärgerte sich der Schauspieler ganz entsetzlich über die Recension, und der Advokat ließ gegen seinen Nachbar den Wechselarrest vollstrecken. Heißt dieß einander lieb haben und das Leben erheitern?

Vor Kurzem besuchte ich das Theater, wo man die Oper „Johann von Paris" gab. Dicht vor mir saßen acht bis zehn Mann, aber durchaus nicht fröhlich beisammen, denn sie hatten sich kurz vorher um die Plätze geprügelt, daß der Hut des Einen noch zusammengedrückt war wie ein böses Gewissen.

Im Zwischenacte erzählte mir mein Nachbar seine Reiseabenteuer; daß er in Ungarn von einer Räuberbande ausgeplündert, in Wien wegen unüberlegter Reden acht Tage im Gefängniß gesessen und dann halberstarrt und zähneklappernd auf einem von Ochsen gezogenen Leiterwagen nach Prag gekommen sei, da der Dampfwagen an diesem Tage höchst halsstarrig und durchaus nicht zur Erfüllung seiner Pflichten aufgelegt gewesen sei. Während er noch von dem Reiseunheil erzählte, war der Vorhang aufgegangen und das Lied:

„Welche Lust gewährt das Reisen"

drang wie eine Verhöhnung an unser Ohr. Mein Nachbar warf sich ungesäumt aus dem Parterre hinaus, und — den Touristen sah ich niemals wieder.

Als die Oper zu Ende war, führte mich mein Weg an einer Studentenkneipe vorüber, wo es im vollen Chor erklang:

„Wir sind die Könige der Welt
Und geben ihr Gesetze."

Unter dem „Wir" sind doch gewiß blos die hohen Potentaten, die „Von Gottes Gnaden" zu verstehen, denn jede Schafkopfgesellschaft schlichter Bürger muß ja ihre Statuten der hohen Obrigkeit vorlegen, welche jeden Paragraph castrirt, dessen Stimme ihr etwas zu brummig dünkt.

Ich schlenderte von dannen und wollte noch über die Gesetzgebung nachdenken, als ein Trupp munterer Handwerksburschen mir eine kräftige Melodie in die Ohren träufelte, deren Text lautete:

„Der Papst lebt herrlich in der Welt,
Es fehlt ihm nicht an Ablaßgeld."

Auf die Frage, wann dieses Lied entstanden, folgt gewiß die Antwort: „es ist schon lange her!" denn die Herrlichkeit des Papstes hat seit Napoleons Auftreten einen gewaltig faulen Fleck bekommen und ist in den letzten Jahren noch mehr zusammengeschrumpft als ein gebratener Apfel. „Es fehlt ihm nicht an Ablaßgeld!" — Du lieber Himmel! „die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber", und seit dem Einpacken des Trierschen Rockes soll es in Papstens Sparbüchse sehr windig aussehen. Ein katholisches Kirchenblatt sagte zwar unlängst noch: „er verläßt sich auf die Liebe seiner Getreuen," wahrscheinlich weil der Minnesänger im „Donauweibchen" singt:

„Die Liebe macht das Leben süß".

Auch eine Phrase, die sehr im Preise gesunken ist, denn sonst gäbe es nicht so viel Ehekrakehl und nicht so viel Ehescheidungen in der Welt. Wer eine Liebschaft hat, der muß zu allen Namens- und Geburtstagen, zur Messe und zu Weihnachten seinen Beutel ziehen, der muß im Sommer einen Knicker und im Winter einen Muff kaufen, wenn er nicht von dem Gegenstand seiner Liebe ein Knicker oder ein Muff genannt werden will. Viele sagen dann am Schluß der Geschichte: „die Liebe,

die Liebe hat mich so weit gebracht!" und in diesem Satze liegt unendliche Wahrheit, denn die Liebe und Ehe ist nicht immer ein Honigtopf, sondern oft ein Faß mit sauern Gurken, mit Pfeffergurken.

Ein Poet hat einmal ein Gedicht gemacht:

„Mir ist auf der Welt nichts lieber,
Als das Stübchen, wo ich bin."

Der Kerl hat gewiß sehr pompös gewohnt. So wohl ist mir's nicht immer gegangen, denn ich weiß ein Lied davon zu singen. Ich hatte einmal ein Logis, wo sich alle vier Winde ein Rendezvous gaben, wo die Feuchtigkeit ein Patent auf Lebenszeit genommen und die Erkältungen ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten. Gegenüber wohnte nicht, wie der obige Poet singt, „eine schöne Nachbarin", sondern ein Kupferschmied, der meine Ohren als eine Niederlage betrachtete, worin er die Harmonieen von Hammer und Ambos ablegte. Ich besah mir ein halb Schock andere Logis, wovon 29 nicht meßfrei waren. Das letzte war herrlich und hatte nur einen Fehler, weil auf ihm die Servitut lag, daß der Inhaber die alte Wirthstochter heirathen müsse, die vor zwanzig Jahren einmal einen Bräutigam gehabt, der ein ganz hübscher Mensch gewesen sein soll und nur an einem Gedächtnißfehler litt, denn — er vergaß den anberaumten Hochzeitstag.

Endlich bekam ich eine Wohnung, die wunderschön war. Ich zog mit meinen sieben Sachen ein und jubelte ein Lob- und Danklied, in welches plötzlich links ein Pianist und rechts ein Waldhornist mit ihren Instrumenten einstimmten, während über mir fünf Schusterhämmer den Takt schlugen. Der Pianist, welcher des Tages an zwölf Stunden lang Fingerübungen machte, beging an mir einen subtilen Menschenmord.

Ich zog wieder aus und ließ dem Horn- und Pianisten zehn Jahre meines verkürzten Lebens auf ihren Gewissen zurück.

Meine neue, fünf Treppen hohe Wohnung war prächtig. Ueber mir wohnte kein Schuster, sondern der liebe Gott, von dem ich außer ein wenig Donner weiter keinen Spektakel zu befürchten hatte. Im Nebenzimmer war es so ruhig, wie in einem Taubenschlage. Da kamen aber eine Stunde darauf zehn Füchse, das heißt zehn Studenten, welche einen kleinen Com-

mers arrangirten und tolle Wirthschaft trieben. Als sie aber eben aus allen Tonarten das Lied gröhlten:

„Die Philister sind uns gewogen meist,
Sie ahnen im Burschen, was Freiheit heißt,
Frei ist der Bursch!"

kam der Wirth, wie der alte Ziethen aus dem Busch, zur Thür hinein und kündigte Allen Knall und Fall die Miethe. Das war ein Beweis von Philister-Gewogenheit, und was die Worte: „Frei ist der Bursch!" anbelangte, so widerlegte dieß am andern Morgen der Pedell durch eine Realcitation und gab den Burschen Gelegenheit, acht Wochen lang im Carcer darüber nachzudenken.

Daß es den Zeitungen auf eine Lüge nicht ankommt, ist bekannt, doch unlängst schlug die „Leipziger Zeitung", die alte Frau Base, den Sarastro mit aller seiner Weisheit aus dem Felde und machte seinen Ausspruch:

„In diesen heil'gen Hallen
Kennt man die Rache nicht!"

rein zu Wasser. Dieß Mal log sie nicht, denn das Lehngericht zu Tharand machte in der Beilage durch einen Steckbrief bekannt, daß der Hintersässer Hans oder Michel in den sogenannten heiligen Hallen bei Tharand, (welche Richard Roos so ergötzlich besungen) von einem unbekannten Manne angefallen, durchgeprügelt und endlich seiner blauen Jacke, so wie eines Sackes mit einigen alten Käsen beraubt worden sei. — „Ein Bißchen Diebesgelüst, ein Bißchen Rammelei" des großen Unbekannten in den heiligen Hallen, um einer blauen Jacke und einiger Käse willen, sollte man diesen Jacken- und Käseraub nicht auf Rechnung der Rache schieben?

Gewiß hat der Tharander Lips Tullian einmal „Figaro's Hochzeit" gesehen und an Bartolo's Arie gedacht, welche lautet:

„Sich zu rächen! ha, sich zu rächen!
Welche Wollust für den Weisen."

Am Schlusse meiner historischen Wanderung sei noch des alten Kirchenliedes gedacht:

„Ach wenn ich tausend Zungen hätte!"

Kühner Poet! sage mir, o sage mir, wohin hat Dich Deine Phantasie verlockt? Ich habe nur eine Zunge, und man hat

mich wegen dieser einen schon öfters auf das Maul geschlagen. Tausend Zungen! — Herr des Lebens, wenn ich mir einen Theezirkel oder eine Kaffeegesellschaft denke, wo so ein halb Dutzend vom schönen Geschlecht sich um den Tisch gruppirt und diese 6000 Zungen in Bewegung hätten. Die Obsthökerinnen müßten ihren ganzen Verdienst auf das Rügengericht tragen, denn ich glaube, es gäbe dann mehr Injurien als Aepfel und Birnen in der Welt. Selbst der Tod käme bei tausend Zungen in Verlegenheit, denn er wüßte nicht, auf welche er sich setzen sollte. Und nun das Unheil bei Redefreiheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, wo alle diese Zungen freien Spielraum hätten. Welche Umwälzung im Gesange, denn wenn eine Zunge des Trillerschlages müde geworden wäre, würde sie von der andern abgelöst, und es liefe am Ende eher der Kontrakt als der Triller ab. Doch welche Vortheile gleichzeitig für die Direktion. Eine Zunge könnte die Arie und die andern 999 zu gleicher Zeit Chor singen. Neunhundertneunundneunzig im Chor; wenn dieß der Componist des „Rienzi“ hört, der schlägt vor Freuden 999 Kegelpörzchen über den Souffleurkasten und trinkt mit den 36 Trompetern seiner Oper Brüderschaft.

Wenn das alte Gesetz noch Kraft hätte, nach welchem man jedem Verleumder die Zunge ausriß, so würde allwärts ein Handel mit Zungenwurst entstehen, gegen welchen der Braunschweiger und Gothaer wahrhaftig Wurst wäre.

Doch still hiervon, still von den Liedern mit dem kühnen Flug der Phantasie; die Poesie ist eine geborene Lügnerin. Nur zwei Gesänge haben mich bis jetzt mit ihrer Wahrheit befriedigt, und diese sind:

„Ich war ein rechter Faselhans
In meiner Jugendzeit.“

so wie das Kind-Weber'sche:

„Hier im ird'schen Jammerthal
Giebt es nichts als Plack und Qual.“

Ueber Beide habe ich eine sentimentale Abhandlung in Versen geschrieben, welche nach der berühmten Melodie „Es geht uns Allen wohl!“ gesungen und dereinst sich in meinem Nachlasse

vorfinden wird, wo meine Erben, obgleich der Ablaß aus der Mode ist, sie dennoch einem Jeden aus Gefälligkeit ablassen werden. Von mir verlange dieß Niemand, denn wer sich auf mich verläßt, der — ist verlassen!

Menschen, Cigarren, Rauchtabak und Tabakspfeifen.

Der Mensch gleicht einer Cigarre. Wie so? — Beide werden gewickelt und gebeizt. Jener vom Schicksal, diese von der Sauce. Im Leben wird der Mensch gewöhnlich nach dem Aeußern beurtheilt, so auch die Cigarre, denn man sieht bei Beiden auf das Deckblatt. Wenn die Cigarre nicht recht brennen will, so wird sie gedrückt. Ein Gleiches geschieht oft mit dem Menschen. Wie sehr aber dann das Feuer lodert, wenn der Druck gar zu arg ist, hat die Revolutionsluft in verschiedenen Ländern bewiesen. Abgelagerte Cigarren werden für die besten erachtet. Menschen, die nichts thun und den ganzen Tag auf der Bärenhaut liegen, werden oft höher geschätzt als andere, die sich regen und durchwinden müssen.

In den Cigarren findet man zu Zeiteu ein Haar, damit man sie während des Rauchens für eine starke halten soll. Es giebt Menschen, in denen man auch ein Haar gefunden, obgleich sie nicht zu den Starken gehören.

Für die Aufbewahrung der Cigarren hat man Etuis. Auch die Welt hat solche Etuimenschen aufzuweisen, die freilich nicht in alle Fächer passen. — Nach Hufelands Versicherung soll Cigarren- und Tabakrauchen zur Verdauung dienen. Vater Göthe war der größte Feind des Tabakrauchens, weßhalb es wohl kam, daß er Manches nicht verdauen konnte.

Was den Tabak und die Cigarren anbelangt, so giebt es verschiedene Sorten. — Muff und Woodville-Cigarren. Minervaknaster. Portorico und Schiebbockknaster.

Muff ist die Aristokratie. Woodville = Cigarren sind die blonden, geschnürten Lieutenants. — Portoriko und Minerva=knaster ist der Gelehrten= und Bürgerstand. — Schiebbock=knaster Bauern und Tagelöhner.

Der Muff — die Aristokratie — ist leicht und lose, macht blauen Dunst und verpufft sich ungemein schnell. Der Knaster steht im Feuer und brennt bis auf den letzten Zug.

Zum Tabakrauchen gehört eine Pfeife, und diese besteht aus Spitze, Rohr, Kopf und Stiefel. Es giebt Menschen, bei denen es sehr auf die Spitze gestellt ist, ob sie einen Kopf besitzen, obgleich sie Manches auf dem Rohre haben und einen guten Stiefel vertragen können.

Thönerne Pfeifen sind Menschen, die den Kopf selten auf dem rechten Flecke haben, und mit denen man deßhalb sehr subtil umgehen muß. Pfeifenköpfe sind entweder aus Holz, Meerschaum oder Porzellan geformt. Wenn der Pfeifenkopf seinen Zweck erreichen soll, muß er mit einem Beschlag versehen und gut angeraucht werden, wie dieß vorzüglich beim Meerschaumkopf zu beobachten ist. Viele Menschen mit Schaumköpfen gelangen immer erst zum Zweck, wenn sie von Andern in Beschlag genommen und angeräuchert worden sind.

An den Pfeifen bemerkt man oft zierliche Quasten und Bummeln, die zum Staate dienen. Auch unter den Menschen giebt es viele Bummler, mit denen aber trotz ihrer Zierlichkeit der Staat keineswegs Staat machen kann.

In besonderem Ansehen stehen wegen ihres guten Geruches die Weichselröhre, obgleich sie öfters verquellen. Der Erfindungsgeist ahmt sie nach, indem grüne Kirschrohr = Zweige abgeschnitten, polirt und mit Wohlgerüchen bestrichen werden. Menschen, die auf einen grünen Zweig und in guten Geruch kommen wollen, um ihren Schnitt zu machen, wenden oft gleiche Mittel an. Die unächte Politur solch verquollener Menschen wird aber zu leicht entdeckt, und man stellt sie dann gleich den falschen Peifenröhren in die Ecke.

Eine Krankheit haben Menschen und Pfeifen insgemein — die Verstopfung.

Pfeifenreimer und Ausputzer unter den Menschen sind die

Recensenten und Censoren, die sich ebenfalls öfters bei Ausübung ihrer Pflicht beschmutzen.

Die Infusionsthierchen unter den Menschen bilden den Schnupftabak, der manchmal Kopfweh verursacht. Ihnen möchte man zurufen: „Gott helf dir!"

Der Schnupftabak soll ins Gehirn gehen; er ist also oft noch das Einzige, das viele Menschen in den Kopf bekommen. Wenn sich bewahrheitete, was auf den mit Schneeberger Schnupftabak gefüllten Schächtelchen steht: „Er reinigt die Glieder, bringt den verlornen Verstand wieder", so sollte man dem Schnupftabak ein Denkmal setzen.

Man sagt manchmal von einem Menschen: „Er ist eine leichte Prise!" daher darf man sich nicht wundern, wenn Dem oder Jenen Etwas unter die Nase gerieben wird und er es in der Stille verschnupfen muß. Daß eine gute Prise etwas werth ist, davon wissen die Schiffer ein Lied zu singen.

Schnupftabakdosen und Menschen gleichen sich wiederum. Die Flachen sind die Gesuchtesten. Müllerdosen von Papiermaché sind berühmt, weil sie sehr leicht sind und selbst im Wasser schwimmen. Tabatièren mit Brillanten und Namenszügen sind Kammerherren und sonstige Hofleute; sie kommen wenig in Gebrauch. Muscheldosen mit Charnier von Argentan klappen selten gut und bauschen in der Tasche auf. Dieß sind die Landtagsdeputirten, Volksredner und toastwüthige Zweckesser, die sich oft gewaltig aufbauschen und in der Versammlung bei ihrer Rede etwas muscheln, daß selten klappt.

Der Tabakraucher sagt: „Meine Pfeife ist aus, ich muß sie ausklopfen." Mir geht der Stoff aus, ich will aufhören, damit sie mich nicht ausklopfen.

Das Ständchen.

Wahrhaft zufrieden und gemüthlich lebte der alte joviale Privatmann Ruhleben auf seinem Landsitze zu Erlbach. Er war nie verheirathet gewesen, sondern theilte seine Tage mit einem alten getreuen Diener, Namens Jacob, der, so zu sagen,

seit einem Menschenleben Herz und Nieren seines Herrn geprüft und mit ihm auf ganz vertraulichem Fuße stand. Bei allen Angelegenheiten in und außer dem Hause wurde Jacob zu Rathe gezogen und verfehlte dann nicht, seinen Senf dazu zu geben, wie er es nannte.

Eines Tages herrschte in der friedlichen Klause große Regsamkeit. Jacob räumte auf und polirte die Fenster, daß sich das Morgenroth darin spiegelte. Es war Besuch im Anzuge, ein lieber Besuch, denn Charlottchen, die hübsche niedliche Cousine des alten Ruhleben, welche er über Alles liebte, war seit einigen Tagen mit einem jungen, hochgeachteten Tonkünstler vermählt, und sie hatten versprochen, einen Tag im Hause des alten Onkels zu verweilen.

Onkelchen entwarf mit seinem Jacob ein förmliches Programm, um den Neuvermählten alle Ehre anzuthun, um ihren Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Der junge Gatte war Tonkünstler und huldigte einer Kunst, von welcher der alte Ruhleben und sein treuer Jacob gerade so viel verstanden, wie der Instrumentträger von der Harmonielehre und der Maulwurf von der Optik. Außer einem verrosteten Brummeisen war im ganzen Hause kein musikalisches Instrument zu finden, und dennoch stand auf dem Programm unter Nummer Sechs: Wo möglich etwas Musik.

Jacob schlug vor, dem Schulmeister sein Klavier herüber transportiren zu lassen, indem darauf der junge Ehemann oder sein Weiblein ihren Fingern freien Lauf lassen könnten. „Es sei,“ fügte er mit wichtiger Miene hinzu, „ein gutes Instrument, denn der Herr Kantor habe den ganzen Ertrag eines zweijährigen Gregoriussingens dafür weggeschmissen — baare funfzehn Thaler und acht gute Groschen.“

Die Phantasie des Lesers male sich selbst ein Bild von dem Instrumente, welches der Erzieher der Jugend in seinem Weisheitstempel stehen hatte, und von dem man wohl nicht sagen konnte: „Alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt.“ — Na! und erst die Stimmung dieses Kastens. Ein Klavierstimmer hatte sich seit Jahren nicht in diese Gegend verirrt, und die zersprungenen Saiten hingen darin herum, wie die Haare eines flachsköpfigen Bauerjungen, der wegen des

Nichtauskämmens seiner Frisur zwei Stunden auf dem Erbsensacke knieen muß.

Endlich schlug Jacob vor, den Neuvermählten früh Morgens ein Ständchen bringen zu lassen, erst einen Choral und dann noch so ein recht duses Stück. — Das ist ein guter Gedanke! rief der alte Ruhleben. — Recht so, einen Choral in aller Frühe, das erhebt und stärkt das Herz. Wir denken zwar Sonntags und Feiertags alle Morgen an unsern Schöpfer, wie sich's für einen guten Christen geziemt, aber Deine Stimme, wenn Du den Morgensegen vorzulesen beginnst, die ist manchmal, offen gesagt, gar nicht geeignet, mich in die gehörige Stimmung zu versetzen, zumal wenn Du merkst, daß der Kaffee schon bereit ist.

Jacob murmelte erst einige unverständliche Worte und sagte dann etwas pikirt, daß er das Ding freilich nicht so wie ein Landpastor mit Salm vortragen könne, doch thue das nichts zur Sache, der liebe Gott höre so gut die Bitten desjenigen an, der keine Zähne mehr habe, als wie auf den, der mit voller Brust den Morgensegen zum Himmel schicke.

Im Laufe des Nachmittags kam das glückliche Ehepaar aus der Stadt an. Da gab's ein Rennen und Laufen für den alten Jacob, der, wie er selbst bekannte, gar nicht aus einem gelinden Schweiße herauskäme. — Der köstliche Sommerabend wurde im Garten verbracht. Was Küche und Keller vermochten, das wurde herbeigebracht, und so manches Schlückchen, das noch in der Flasche blieb, glitt ungesehen hinter der Hausthür über Jacobs Zunge hinab in den Binnensee seines Magens. Während der alte Onkel seine thönerne Pfeife in Brand gesetzt und sich mit dem geliebten Pärchen im traulichsten Gespräch befand, eilte Jacob in's Dorf, um eine musikalische Kapelle zu requiriren, welche morgen früh hinter der Gartenmauer unterm Fenster dem Apoll ein Opfer bringen sollte. Er beschloß, mit dem alten Dorfmusikant Zinke deßhalb Rücksprache zu nehmen, welcher Sonntags in der Schenke zum Tanze aufstrich und öfters auch noch zur Verherrlichung von Hochzeiten und Kindtaufen in die Saiten griff.

Am Hause des ländlichen Virtuosen angelangt, vernahm er mit Schrecken, daß derselbe auf die umliegenden Dörfer

gegangen sei, um defecte Hosen und Jacken auszubessern, denn Zinke war seines ursprünglichen Zeichens nach ein Schneider. — Gesenkten Hauptes schlich Jacob von dannen, als er auf einmal im Parterrefenster der Schenke ein altes Horn erblickte, dessen Glanz freilich nicht seine Augen blendete. Schnellen Schrittes ging er in die Werkstätte der königlich concessionirten Bier- und Schnapsvertilgung, und als sein Blick in die Ecke fiel, gewahrte er einen Baß und auch noch eine Geige, welche freilich nicht aus Cremona stammte. In einer andern Ecke saßen an einem Tische die Beherrscher dieser Instrumente, welche die Fortdauer ihres irdischen Leichnams mit Butterbrot und Käse fristeten und dieß löbliche Werk meist auf nassem Wege geschehen ließen.

Nach Verlauf von fünf Minuten hatte Jacob mit dem musikalischen Kleeblatt Contract abgeschlossen. Morgen früh, schlag sechs Uhr, an die Gartenmauer des Ruhlebenschen Grundstücks, drei Schritte südöstlich von der Plumpe, erst einen Choral, dann noch ein duses Stück, hierauf etwas Lustiges, und für diese Bagatelle zuletzt einen baaren Gulden.

Einen Gulden? Als dieß der dicke Virtuose mit den langen Stiefeln hörte, rief er mit dem ganzen Blasebalg seiner Brust: Herr Wirth, noch einen Pomeranzen!

Freudig eilte Jacob zurück und referirte seinem Herrn und Meister, daß er ein Orchester engagirt, welches seine Sache ganz trefflich machen werde. Virtuosen, die hier auf der Durchreise nach Prag und Wien begriffen. — Der treue Diener seines Herrn bekam für diese Nachricht gleich ein Glas Wein und ein Stück kalten Kälberbraten, welches Ersterer auf das Wohl der Neuvermählten in einem kräftigen Zuge leerte.

Fast war Mitternacht herangekommen, als man sich zur Ruhe verfügte. — Früh zur bestimmten Stunde rückte die Capelle an. — Die Musik, die unbegreiflichste und darum schönste der schönen Künste, spricht von Kammer-, Salon-, Haus- und Kirchenmusik u. s. w. Von jeder dieser Arten haben sich gewisse Begriffe ausgebildet, aber die Musik dieser wandelbaren Trias, welche jetzt im Anzuge war, ging über alle Begriffe.

Betrachten wir diese Geweihten der Tonkunst. Nummer Eins, der Geiger, war eine lange, hagere Figur mit langen

und zu Escarpins geformten Beinkleidern. Sein Frack war von solch altem Schnitt, daß er wieder in die Mode gekommen war. Seine Violine, der seit dem letzten Jahrmarkte die Quinte fehlte, hatte die Farbe einer Mumie und war gleichsam in der Tonkunstwerkstätte das musikalische Prisma, welches statt des Lichtes den Ton mannichfach gebrochen zurückwirft. Ebenso wie dem Geiger, der wenig Haare auf den Zähnen hatte, erging es dem Violinenbogen, welcher vom Frosch bis zur Spitze sehnsüchtig den Wunsch nach einer Pferdehaar-Lieferung in seinen winselnden Tönen aussprach.

Zum Schluß die Fußbedeckung des Geigenkünstlers. Das waren Schuhe aus den alten Ritterzeiten, rings am Sohlen-Horizont mit Zwecken versehen, die man leicht für aufgenagelte Zweigroschenstücke halten konnte. Mit einem Worte, wenn der Geiger über einen frisch aufgeworfenen Acker ging, so war der Fußweg geformt, gangbar, fertig ohne alle gerichtliche und außergerichtliche Kosten.

Jetzt Nummer zwei, der Bassist. Wer dessen Nase ansah, der wurde unwillkürlich an Schillers Gedicht: „der Spaziergang" erinnert, welches anhebt: „Sei mir gegrüßt, Berg, mit dem röthlich strahlenden Gipfel." — Sein Hut, über den die Naturforscher noch uneinig, ob er zur Gattung der Filze oder der Seidenhasen gehörte, war zusammengedrückt wie ein böses Gewissen. In Ermangelung eines Kornmagazins hätten die Schöße seines Fracks Ersatz geleistet, denn von einem Knopf bis zum andern brauchte eine ausgewachsene Hand wenigstens sechs Spannen. Sein Instrument, das Bäßchen, welches wahrscheinlich schon zur Zeit des Schwedenkrieges eine Stelle im Invalidenhause erhalten, gab Töne von sich, bei deren Anhörung uns nur noch Trost in dem Liede blieb: „Nach einer Prüfung kurzer Tage ꝛc." Der Bogen, wahrscheinlich von einem Zimmermann oder einem Dorftischler verfertigt, sah von dem vielen Colophoniumessen eher einer Leimruthe ähnlich, und was die F-Löcher in dem Methusalems-Esel der Bässe anbelangte, so konnte getrost ein Märzhase hineinspringen, ohne nur im geringsten eine Zerknitterung seiner Löffel zu befürchten.

Vollenden wir das Trio in der Person einer Emancipirten. Das Horn, aber keineswegs Oberons Zauberhorn, war

in die Hände des schönen Geschlechts gefallen. Wahrscheinlich weil die Gute vielleicht ihrem Ehemann in frischer frommer Jugendzeit Hörner aufgesetzt, hatte sie sich das Instrument des Waldes erkoren, auf welchem sie die leibschmerzlichen Klänge zu Tage förderte und beständig in der dunkeln Tiefe der Bässe herumirrte, ohne den seit Jahren verloren gegangenen Grundton zu finden. Wenn nun dieß musikalische Kleeblatt sich anschickte, seine Harmonieen in die Welt zu säuseln, ach! da gedachte man mit Schmerzen der Zeit, wo Ulisses beim Gesang der Sirenen sich an den Mastbaum binden ließ und seine Gefährten sich Wachs in die Ohren klebten, um nicht des Liedes Zauber zu unterliegen. Davids und Salomo's heilige Harfen wünscht man sich herbei, wenn die alte unmusikalische Truschel das Mundstück an die Lippe setzt und der Bassist an zu rasseln fängt, daß man immer fürchtet, die Knöpfe von der Weste fallen zu sehen.

Jetzt begann das Ständchen an der Gartenmauer. Lange hatte das Kleeblatt darüber nachgesonnen, was man aufspiele, da zuerst ein Choral erfolgen solle. Das war eine schlimme Aufgabe. Der Bassist hatte vielleicht seit dem Tage seiner Confirmation keinen Choral gehört, und mit der Kenntniß im Kirchengesange der beiden Anderen schien es auch gewaltig zu hapern. Die Alte mit dem Horne schaffte Rath, ihr Vorschlag ging durch, wie immer bei den Weibern, man setzt die Instrumente an, und früh um sechs Uhr, früh im Glanz der schönsten Morgensonne erklang es plötzlich: „Willkommen, o seliger Abend!"

Großer Mozart! Dein berühmtes Quartett mit den scharfsinnig berechneten Mißklängen — es ist eine Schülerarbeit gegen dieses Meisterstück improvisirter Dissonanzen, zumal als der Schlußaccord mit seiner genialen, durch das **B** im Horn hervorgebrachten Septime noch so ein Bißchen anhielt und die Hornistin mit der Flattusenhaube durch Nachschläge auf dem leichten Taktheil des Strophenschlusses bewies, daß ihr das Scherzo der Pastoralsymphonie nicht fremd geblieben, wo der Fagott so jovial burlesk sich im Notenschlage geltend macht.

Der geniale Tonkünstler, dem das Ständchen besonders galt, mußte herzlich im Bett über das: „Willkommen, o

seliger Abend!" lachen, jubelte aber dann laut auf, als die musikalische Capelle das lustige Stück anstimmte, dem der Text unterliegt: „Du bist der beste Bruder auch nicht."

Der alte Onkel war auch munter geworden, und als er nebenan laut lachen hörte, rief er im Bett durch die dünne Brettwand: wir wollen einmal das dritte Stück abwarten, dieß nehme ich für mich in Anspruch, dieß soll mir gelten. Alle drei lauschten, und nachdem die Violine gestimmt war, erklang das Lied: „Ich war ein rechter Faselhans in meiner Jugendzeit."

Der Alte wollte sich vor Lachen im Bette kugeln. — „Jacob," schrie er, „gieb Deiner Capelle anstatt einen Gulden einen Thaler und sag, sie hätten ihre Sache ganz vortrefflich gemacht." — Jacob that, wie ihm geheißen. Mit Doublirschritten eilten die Virtuosen nach der Schenke zurück. Madame Vivier trank zwölf Schälchen Kaffee und der Bassist sechs Pomeranzen, denn heute konnten sie dieß thun, heute hatten sie ein Recht dazu, heute hieß es: „Meine Mittel erlauben mir das."

Leipzigs Straßen und Gäßchen.

Ein topographisches Späßchen.

Schon Göthe läßt in seinem „Faust" den Studenten sagen: „Mein Leipzig lob' ich mir, es ist ein klein Paris und bildet seine Leute!" — Kunst, Wissenschaft und Handel; die Messe, Studenten und Professoren, hübsche Nähmädchen und Putzmachermamsells, schmucke Dienstmädchen und liebesieche Ladendiener, die herrlichen Promenaden und das poetische Rosenthal, die belebten Bahnhöfe und die classischen Gewandhaus-Concerte, Kintschys Schweizerhäuschen, Stolpes Tivoli und das Odeon, Alles dieß zusammengewürfelt, so hat man Leipzig; ewig historisch denkwürdig durch die auf seinen Ebenen vorgefallene Völkerschlacht.

Leipzig, mit deinem regen Handel und Wandel, bist du

nicht ein wahres Bild des Menschenlebens? Ja! schon in den Namen deiner Straßen und Gäßchen stellt es sich sinnvoll dar.

Laßt uns beim Barfußgäßchen anfangen, denn barfuß kommt ja der Mensch auf die Erde. Von den gemeinen Leuten wird es auch Besengäßchen genannt, welches an die Ruthe erinnert, welche in früherer Kinderzeit in einer gewissen Gegend oft eine große Rolle spielt.

Wie billig folgt die Schulgasse, welche Alle wandeln müssen, um sich in der Welt eingeführt zu sehen. Um in dieser fortzukommen, hilft oft der Fleiß allein nicht fördern, wenn nicht eine gewisse Gewandtheit des Geistes, jene mächtige Kunst, welche uns auf der Bahn des Wissens die schweren hölzernen Pantoffeln in leichte Sandalen umwandelt. Darum laßt uns das Gewandgäßchen in Ehren halten, denn nur dieß allein kann uns den besten Weg lehren, um aus dem mit Noth und Sorgen angefüllten Kupfergäßchen in das Goldhahngäßchen überzugehen.

Jedem ist im Leben sein Platz angewiesen, und vom Throne bis zur Hütte kann sich Jeder in Leipzig sein Asyl wählen.

Giebt es nicht daselbst einen Königsplatz, ein Fürstenhaus, die Schloßgasse, die Burg- und Ritterstraße? — Hier, ihr hoch- und hochwohlgeborenen Herren mit Kreuzen und Sternen, könnt ihr Besitz ergreifen, während der ehrsame Gewerbsstand sich in das Schuhmacher- und Böttchergäßchen begiebt oder sich mit Sack und Pack in der Fleischer- oder Gerbergasse niederläßt.

Wenn hohe Herren „von Gottes Gnaden" einpassiren, so ist auch für die Herolde keine Lücke, sie können in der Schloßgasse einquartirt werden. — —

Der reiche Kaufmann hänge seine Firma in der Reichsstraße auf, und was die Actienmänner, die Speculanten anbelangt, die immer auf Sand bauen, die können sich auf der Sandgasse einlogiren, damit sie sich in der Nähe der Windmühlengasse befinden, welche die Schwindler und sonst alle luftige Menschen aufnehmen kann.

Ein Sprüchwort sagt: „Geld regiert die Welt!" —

Wo aber immer diesen Götzen hernehmen, der nur gar zu oft den Werth der Menschen bestimmt! Viele machen deßhalb eine Anleihe und borgen auf, weßhalb so zu sagen das Schuldenmachen in Leipzig mit zum guten Ton gehört. Alle diejenigen, welche so flott in den Tag hinein leben, dürfte man an die Wasserkunst verweisen, wo das Wasser durch Röhren fünf bis sechs Stocke hoch geleitet wird und sonach einen Beweis giebt, wie hoch die Leipziger zu pumpen verstehen.

Wer Geld in Hülle und Fülle, prasse à la Brühl im Brühl, während der Feinschmecker sich nach dem Naschmarkte oder nach dem großen und kleinen Kuchengarten begeben kann.

Die Pikanten, wo stecken wir diese hin? Ich dächte, in's Salzgäßchen, und die Widerspenstigen an's Zuchthauspförtchen.

Die Neugierigen können ihr Gelüst auf dem Neumarkt befriedigen, während dumme Ehemänner ein Quartier am Hahnreibrückchen bekommen.

Da kommt ein Opernsänger. Marsch, in die Lerchen-Allee! — Halt! ruft derselbe, hier kommt noch ein College von mir, ein Schauspieler, habt Ihr kein Fach für diesen? —

Das ganze Leben ist ein Schauspiel, und selbst einzelne Charactere können wir passend unterbringen, denn in Leipzig ist ja für Alles gesorgt. Also schnell die Quartierbillets ausgetheilt. Es wohne:

Der Sohn der Wildniß — im wilden Mann.
Götz von Berlichingen — im deutschen Haus.
Die Lebensmüden — im Place de Repos.
Otto von Wittelsbach — im Hôtel de Baviere.
Die Royalisten — in den drei Königen.
Julius Cäsar — in „Stadt Rom."
Der Jäger — im Hirsch.
Das Urblid des Tartüffe — im Kloster.
Die beiden Schützen — im Schießgraben.
Der reisende Student — auf dem schwarzen Brett.
Der Kalif von Bagdad — im halben Mond.
Fanchon — in der Laute.
Feuerbraut — auf der großen Funkenburg.

Der lustige Schuster — im rothen Stiefel.
Die Nachtwandlerin — in der Eule.
Die Tempelritter — im Kreuz.
Rienzi — im römischen Hause.
Oberon — im goldenen Horn.
Der Diplomat — im Fürstencollegium.
Der Zeitgeist — in der Laterne.
Der Waffenschmied — im Harnisch.
Der Peruquier — im grünen Kamm.
Die Advokaten — im Tieger.
Die Mündel — in der dürren Henne.
Der Murrkopf — im Essigkrug.
Das Gärtnermädchen — im Blumenberge.
Die Modernen — im Salon.
Die Favoritin — in der Fortune.
Die Betschwester — im Rosenkranz.
Die Tochter des Regiments — in der Fahne.

Leute, welche diesem Register keinen Glauben schenken wollen, werden wir unter die Ungläubigen zählen und, wenn sie eine Wohnung begehren, ohne alle Umstände in das Thomasgäßchen stecken.

Die Geduldigen und Friedfertigen aber bringen wir nach dem Täubchenwege.

Da im Leben immer viel durch die Blume gesprochen wird, so könnte man dergleichen rare Pflanzen nach der Blumenstraße, hingegen gerechte Richter in die Salomonstraße bringen.

Menschen, die nie den geraden Weg gehen, sondern immer viel Winkel= und Querzüge machen, müßten unbedingt auf die Quergasse marschieren, während die Feinde des Fortschrittes auf dem Schneckenberge niedergesetzt würden.

Menschen, bei denen die Jugend ausgeschäumt und bereits auf einem Höhepunkt des Lebens angelangt, würden wir nach der hohen Straße geleiten, wo man die ganze Stadt übersieht und die ganze Rennbahn des Dampfes vor sich hat.

Wohl dem Menschen, der mit Freuden sein ganzes Leben überschauen kann und mit Ruhe und Ergebung auf die große Rennbahn der Freiheit blickt, welche nach dem Himmel führt,

nach dem großen Bahnhofe, wo die Sterne als ewige Wächter stehen, wo jeden Tag die größte aller Locomotiven, die Sonne, ihren Lauf beginnt und rauchend und dampfend die Erde umrennt. Welch ein Lauf, wo der Blitz die Flammen schürt, wo der Nordwind pfeift und die Eichen, die grauen Wächter des Waldes, ihre grünen Fahnen beugen.

Großer Augenblick, wo Freund Hain die Fahrbillets austheilt und der schwarze Wagen einherrollt, worin sich Alle gleich und es keine erste, zweite und dritte Klasse giebt. Hin geht der Lauf, durch das Todtengäßchen nach dem alten oder neuen Kirchhof, um zu schlafen den ewigen Schlaf.

Concert- Opern- Sänger und Singvögel.

Eine humoristische Parallele aus der Vogelperspective.

Es giebt einen alten Witz: daß die Singvögel des Waldes die Concert- und Opernsänger darin übertreffen, daß sie sämmtlich vom Blatte singen.

Wer da leugnet, daß sich zwischen Theatersängern und Singvögeln weiter keine Aehnlichkeiten noch Unterschiede auffinden ließen, muß ein wahrer Gimpel sein, zumal es von Letzteren bekannt, daß sie einen weitverzweigten Gesang und durchgängig eine hohe Stimmlage haben.

Die Opernsänger singen in großen Städten, die Vögel aber meistens in Nestern, wo sie sich, wenn sie einmal warm sitzen, gewaltig aufblasen und dick machen.

Die Sänger der Bühne müssen für das Paradies singen, die Vögel sangen schon im Paradiese und wurden von Gott bereits am vierten Tage erschaffen, während der Mensch erst am sechsten Tage auf die Welt kam, weßhalb sie auch die erste Stimme haben. Der erste Bänkelsänger war unstreitig die Taube Noah's, denn — sie ging mit einem Blatt herum.

Da Concert= und Opernsänger sehr gut wissen, daß die Kritik auf die Beine hilft, so nehmen sie stets fremde Federn in Anspruch, suchen sich in ein gutes Licht zu stellen und ihren Collegen etwas am Zeuge zu flicken.

Unter den Vögeln führt jeder seine eigenen Federn, es rupft einer den andern, und jeder sucht sich herauszubeißen. Selbst mit den Kritikern und Recensenten ist Aehnlichkeit vorhanden, indem sich, wie hier, viel Gelbschnäbel in ihrer Mitte befinden.

Wenn der Strauß, der zwar nicht zu den Singvögeln gehört, einen Feind wittert, so macht er die Augen zu und steckt seinen Kopf in den Sand. Thun dieß die Theatersänger? Bewahre der Himmel, diese drücken selten ein Auge zu und tragen dann gewöhnlich den Kopf erst recht hoch. Aber die Kritik hat lange Arme und schnelle Beine; sie erwischt sie doch, und dann wird der Kopf, vorzüglich der Kehlkopf, manchmal bedeutend in den Staub gezogen.

Was die hohen Honorarforderungen der Concert= und Opernsänger betrifft, so bleiben die Singvögel nicht zurück, sie bauen meistens auf M o o s.

Viele Sänger an Stadttheatern trachten nach einer Stellung an einem Hoftheater, wollen Kammersänger werden. Immer zu! obwohl dieß nachher Mancher bereut; denn daß eine hohe Charge selten Verdienst und Zufriedenheit mit sich führt, davon giebt im Reiche der Befiederten der Hofsänger H a h n ein glänzendes Beispiel. Während die Anderen alle auf einen grünen Zweig kommen, ist dieser stets auf dem Mist.

Trotzdem müssen aber die Singvögel bei Hofe und unter den Diplomaten ihr Glück machen, da sie a l l e F a r b e n spielen und immer bei der Hand sind, wenn es gilt, eine L a r v e vorzunehmen.

Bei Hoftheatern ist natürlich die Gage sicherer als anderwärts, wo oft Einbuße geschieht und so mancher Sänger es zu bereuen hat, daß er sich hinter's Licht führen ließ.

Die Singvögel sind nie o h n e G e h a l t, lassen sich auch selten l e i m e n.

Intendanten, Regisseurs und Theatergeschäfts=Bureaus sind die Vogelfänger, „stets lustig, heisa, hopsasa!" Spiel=

honorar, Urlaub und Benefize die rothen Beeren, welche in gen Sprenkel gehängt werden. — Die Rubrik „Engagements-Anerbieten" ist eine immerwährend geöffnete Staarmäste, in die nur ein Gimpel hineinguckt.

Wenn ein Concert-Sänger reist und in eine Stadt kommt, so hat er oft große Sorge, wo zur Begleitung seiner Lieder ein Flügel aufzutreiben. Damit begnügen sich die Singvögel durchaus nicht, nein! schaut nur hin, jeder Staarmatz hat bei seinem Gesange zwei Flügel.

Aus diesem Grunde stellen sich oft die Sänger sehr bärbeißig; wenn es nicht nach Wunsch gegangen, so schieben sie alles auf die fehlerhafte Begleitung. Eine Begleitung ist ihnen aber am allerfatalsten — wenn sie ein Recensent mitnimmt. Da sind sie gleich mit Herausforderungen da, und wenn es zum Treffen kommt, sind sie über alle Berge. Diese Feigheit lassen sich die Singvögel nicht zu Schulden kommen, nein, sie sind immer schlagfertig. Ihre Stimme, die sie hier üben, ist manchmal gefährlich, denn es ist schon oft vorgekommen, daß vom Gesang der Nachtigall weiche Seelen vom Schlag gerührt worden sind.

Es giebt ein bekanntes Lied, welches anhebt:

„S' kommt ein Vogel geflogen,
Setzt sich nieder auf mein'n Fuß,
Hat ein Briefel im Guschel ꝛc."

Das ist gewiß ein Empfehlungsbrief an einen Redacteur gewesen. — Zu mir kommen auch immer Sänger mit einem solchen Briefchen, um sich mit mir auf guten Fuß zu setzen, indem sie wissen, daß ich manchen auf den Fuß getreten. Aber diese Briefbeschwerer haben ihre Zeilen immer in der Tasche, weil sie bei ihrem Eintritt das Maul so voll nehmen von da und dort erhaltenem Beifall, daß zu einem Briefe gar kein Raum.

Obgleich sich unter den gefiederten Sängern des Waldes viele Zugvögel befinden, so brechen sie doch nie den Contract, und wenn sie auch unterdessen in einem fremden Welttheil gastirt. Nein, sie treffen ebenso richtig und sicher ein, wie der Flötist Ritter zur Concertsaison.

Da bekanntlich der Kukuk seine Eier in fremde Nester legt und die Ausbrütung derselben Andern überläßt, so findet sich mit den Sängern am Theater eine große Aehnlichkeit vor, indem es da auch Naturen giebt, die sich stets und zu allen Zeiten um ungelegte Eier bekümmern.

Wie mancher Sänger denkt: er ist ein gemachter Mann, wenn er zwei oder drei Partieen einstudirt. Sie setzen sich gleich auf's hohe Pferd und wähnen, daß zu ihrem Glück nun nichts weiter nöthig sei.

In diesem Punkte weichen die Singvögel ehrenvoll ab; sie lassen sich erst nieder, wenn sie gestiegen sind. Nur in Einem findet sich wieder eine Annäherung. Beim Theater bleibt selten ein Coulissengeheimniß verschwiegen; auch die Vögel schnappen Alles auf und sind deßhalb gefährlicher, weil sie durchgängig alle spitze Zungen haben.

Staaren und Papageien wird oft die Zunge gelöst, um derselben mehr Geläufigkeit zu verleihen. Diese Procedur ist beim Theater nicht nöthig. Ich kenne Sänger, bei denen die Direction nie etwas gelöst hat.

Was das flatterhafte Wesen anlangt, Amourschaften und sonstige Extravaganzen, so geht es bei den Singvögeln ebenfalls bunt zu, denn sobald sie eine leichte Fliege sehen, fahren sie darauf los, und die Redensart: „ein lockerer Vogel" ist natürlich nur von ihnen entnommen.

Die Damen in Mexico tragen zum Schmuck die kleinen Colibris in den Ohren. In Europa hingegen werden oft kleine Operisten von den Damen im Herzen getragen. Eingedenk dieser Vergünstigungen herrscht unter ihnen viel Dickthun, und wenn die Stimme auch noch so dünn ist. Sänger, die in kleinen Nestern sitzen, blasen sich auf, wie ein Truthahn und halten sich stimmfähig in Kunst und Kritik. Immerhin, auch hier müssen wir sie mit den Gefiederten unter einen Hut bringen, denn beide haben trotz ihrer Aufgeblasenheit noch nie etwas Großes ausgebrütet.

Wenn so ein Tenorheld von seiner Direction Erlaubniß bekommt, vier oder sechs Wochen auf Reisen zu gehen, so ist dieß schon etwas Außerordentliches, und er wird deßhalb von seinen Collegen beneidet. Um wie viel mehr sind nicht die

Vögel in den Urwäldern Amerikas zu beneiden, welche unstreitig die größte Freiheit besitzen, denn — sie sind immer auf Urlaub.

Unter den Vögeln sind viele genießbar und dienen als Leckerbissen, z. B. die Lerche, deren Genuß noch zur Verdauung beitragen soll.

Von den Opernsängern läßt sich dieß nicht immer sagen; es giebt viele, die ich nie habe verdauen können, und die dem Publikum schwer im Magen lagen.

Operisten werden, wenn sie so oft wiederkehren, nicht immer mit dem früheren Beifall aufgenommen; sie gehen dann in kleinere Städte und sind froh, wenn der Bürger ihnen Zutritt gestattet. Wie anders bei den Singvögeln; die nimmt jeder Bauer auf; sie sind immer im Schwunge, und trotzdem habe ich sie doch sehr herablassend gefunden, denn keiner beendigt seine Leistung, ohne sich vorher selbst ausgepfiffen zu haben, und unter ihnen ist keiner, der nicht einen Schuß Pulver werth wäre.

Verlangst Du noch mehr, lieber Leser?

Ja! ja!

Geh zum Kukuk!

Der rothe Handschuh.

In Leipzig giebt es eine Menge Kniffgenies, welche Zeit genug haben, um immer einen Witz loszulassen, der öfters ganz süperb, und — wenn er dann in Gesellschaften erzählt wird — wohl fähig ist, einen weißen Zahn an das Licht zu fördern.

Unter dergleichen Witzbolden zeichnete sich in letzterer Zeit ganz vorzüglich so ein Roué aus, der des Nachts nie nach Hause gehen konnte, ohne irgend eine Neckerei auszuführen.

Im Laufe der Ostermesse geht er, natürlich erst spät nach Mitternacht über den Marktplatz. Ringsum ist eisige Ruhe, nur die erleuchtete Normaluhr am Rathhausthurm blickt ruhig auf den großen Markt hernieder, der in der Messe zu einem

Welthandel wird. Rings herum die hohen Häuser mit ihren Giebeldächern, mit ihren finstern Erkern und unten die Hunderte von Firmen der Meßfremden. Gedankenvoll, auf seinen Stock gelehnt geht Meister Schabernack seines Weges, hier und da flimmert noch eine Gaslampe durch den Nebel, der Nachtwächter Stundenruf unterbrach einförmig nur die Stille, so manche Raupe, so manch fidele Suite, die er ausgeführt, ging in diesem Augenblick an seinem inneren Gesicht vorüber.

Plötzlich blieb er stehen. — Fängt sich Etwas für ihn? Jawohl! es nippelt schon, nur Geduld!

Macbeth sagt in seinem Monolog: „Ist dieß ein Dolch, was ich da vor mir sehe?“ — Der moderne Eulenspiegel, Leipzigs Kyau aber sagte: „Ist dieß ein Handschuh, den ich da vor mir sehe?“

Richtig! „so hat mich nicht getäuschet die Stimme der Natur!“ es ist ein großer rother blechener Handschuh, der an einer Bude hängt und einem fremden Handschuhmacher, Namens Vogt, als Aushängeschild dient.

„Mach deine Rechnung mit dem Himmel Vogt, deine Uhr ist abgelaufen,“ ruft der Nachtwandler, als es eben Zwei vom Thurme schlägt. Schon will er an's Werk, schon will er den Handschuh so ganz in aller Stille losknaupeln, als die Wächter rührig werden, um die Stunde zu verkünden.

Halt, denkt er, da kommt der Wächter, noch dazu der Lange, der dich schon öfters bedient, jetzt heißt es pfiffig. Doch schnell, die Gelegenheit ist zu günstig, frisch hier auf diese Kiste, dort, die Wiener-Würstel-Bude verbirgt mich ihm, der Handschuh hängt hoch, aber von dort herab kann ihn mein Arm erlangen. Ein Ruck und — der Handschuh ist in seinen Händen. Er schlendert nach Hause und hängt das Handschuhmacher-Attribut in seinem Zimmer auf.

Früh kommt der in Schafleder arbeitende Meßfremde an seine Bude. Na! der macht Augen, als er Friedrich den Großen unter den Handschuhen vermißt. Sein oder Nichtsein, das war hier die Frage. Entschwunden das lockende Zeichen für die handschuhbedürftige Welt, hinweg das Zeichen, welches sein irdisches Dasein auf Messen und Jahrmärkten verkündigt, ja, gleichsam mit dem Finger darauf hingetippt.

O, Handschuh! warum hast du mir das gethan? — Jetzt wurde der Budenwächter in's Gebet genommen und das ordentlich, denn die Meßfremden sind grob. Alle Nachbarn gaben Rath; man rückte die Kisten aus einander, der Wächter guckte unter die Bude und referirte — mit kreuzzerplatzter Hose — daß auch da der verlorene Sohn kein Asyl. Er rutschte herauf, er rutschte hernieder, den Handschuh doch — bracht' er nicht wieder.

„Gieb dich zur Ruh bewegt Gemüth!" dachte der Handschuhmacher und öffnete seine Bude. Er frühstückte nicht wie gewöhnlich, nein! heute verbiß er seinen Gram und mischte sich in die Reden seiner Nachbarn, die den Handschuhdieb allerlei Strafen dictirten.

Ein Pelzhändler meinte, er würde hier einmal ordentlich das Rauche herauskehren, wenn er so einen Schwerenöther erwischte. Ein Stockfabrikant schwur, augenblicklich von seiner eigenen Waare verdienter Maßen Gebrauch zu machen; ein Pfeifenfabrikant gelobte, ihn bedeutend auf's Rohr zu nehmen und was die Rache eines Kammmachers anbelangte, so hatte selbiger heißverlangende Sehnsucht, dem Kerl einen gehörigen Zinken zu stecken.

Ist die Geschichte aus? Nein! die Michaelismesse beginnt und mit ihr der zweite Act des Lustspiels, das sich um einen rothen Handschuh dreht.

Der Meßsonntag hatte begonnen, Schacherjuden und Harfenmädchen waren in voller Thätigkeit. Unser Tausendsasa flanirt auf den Promenaden und kommt gegen Abend in die Stadt. Da, welche Ueberraschung, welch selige Erinnerung, der Handschuhmacher ist wieder da, aber dießmal mit einem Aushängeschilde in der Form eines blechenen grünlackirten Handschuhes, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß derselbe mehr Treue und Anhänglichkeit beweisen soll, als sein rother entschwundener College.

Ein flammender Gedanke fährt unserm Roué durch den Kopf. Ha! ruft er, du sollst nicht lange dem Wind und Wetter ausgesetzt sein. Ein Anderer hat ein Recht auf diese Stelle, Robin der Rothe, der Erstgeborene, den ich entthront, und der seit Ostern bei mir Stubenarrest hat.

„Nachts um die zwölfte Stunde“ verläßt Münchhausen die Kneipe, geht nach Hause und holt den rothen Handschuh, den er ganz in der Stille an jener Bude mit dem dort aufgehängten grünen vertauscht.

Früh um acht Uhr kommt der Handschuhmacher an. Da — welche Ueberraschung, er reibt sich die Augen, er denkt, er hat noch nicht ausgeschlafen. Ist's ein Traum? hat der grüne Handschuh die Farbe gewechselt? Nein, er fühlt ihn an, er begreift ihn, es ist sein alter schöner rother Handschuh. Die Nachbarn liefen zusammen und — „wo ein Bär den andern sah, da hieß es Pez ist wieder da.“

Ach! er hätte den Langvermißten vor Freuden an sein Herz drücken können, denn dem grünen war er so nicht grün. Er wurde an eine kleine Kette befestigt und — da ist er zu jeder Messe noch sichtbar.

Bernard Fleury.

Es war im Winter des Jahres 1784, als sich eines Abends Parterre und Logen im Théâtre français zu Paris ungewöhnlich füllten. Der Theaterzettel verkündigte ein neues Schauspiel: „der Tuneser“, und Fleury, der allgemein beliebte Schauspieler, der gewandteste Gesellschafter, der beste College, spielte die Hauptrolle, den Mohr Aduley.

Ein Stück, wo Fleury eine Hauptpartie hatte, war seines Erfolges gewiß. Das vollendetste Werk des Dichters kann ohne des Schauspielers zweite Schöpfung nicht in's wahre Leben treten; jedoch ein Darsteller wie Fleury, dessen Spruch war: „Natur muß das Erste und Letzte des Schauspielers sein“, wußte oft eine characterlose Rolle durch die reichen Schätze seines Dichtungs- und Darstellungsvermögens zu einem sprechenden Gemälde zu beleben.

Diesen geistreichen Künstler erwartete man heute als Mohr, der vermöge seiner Geschmeidigkeit sich in die Nähe des venetianischen Adels drängt und der Bewerbung eines Edelmannes um ein Mädchen aus einer Patricierfamilie hemmend entgegentritt.

Schon stimmten und präludirten die Orchestermitglieder, als Fleury völlig angekleidet auf die Bühne trat und durch das Loch im Vorhang nach der Prosceniumsloge hinsah, wo die nichtbeschäftigten Schauspielerinnen zu sitzen pflegten. — „Sie ist da!" rief er freudig vor sich hin, indem er die kleine Blechklappe am Guckloch des Vorhanges zuwarf und im Geiste seiner Rolle flüchtig zurückeilte, denn sobald er sich in das Costüm geworfen, war er ganz derjenige, den er darzustellen hatte. Sah man ihn als Greis vor Anfang der Vorstellung oder in den Zwischenacten auf der Bühne herumschreiten, so ging er eben so gebückt, wie auf der Scene, und selbst den dazu gehörigen Ton der Stimme behielt er bei, wenn er vom Requisiteur Etwas forderte oder mit dem Peruquier sprach.

Als er hinter die Coulissen eilte, trat ihm der Repetitor und erste Souffleur Delaporte entgegen, der mit dem, zwischen Rock und Weste eingeknöpften Soufflirbuche nach seiner unterirdischen Behausung schlich, um von da aus den Gedächtnißsünden der Schauspieler mit gewandter Zunge zu steuern.

„Bester" rief Fleury, „schlagt mir nur die ersten Worte von jedem Satze an und laßt im zweiten Act den Vorhang erst dann fallen, wenn ich ungefähr bis zur fünften Coulisse träumend und in mich selbst versunken abgegangen. Im Zwiegespräch mit Larive und beim Monolog schweigt aber gänzlich.

Dieß waren goldene Worte für den unterirdischen Kastengeist, denn die am Vormittag abgehaltene Probe hatte eine solche Dürre in seiner Zungenremise verbreitet, daß er schon etliche Befeuchtungen vorgenommen hatte.

— Das muß wahr sein, flüsterte er dann vor sich hin, wenn alle Schauspieler so eifrig und tüchtig lernten, wie unser braver Fleury, so wär es wahrlich eine Lust, Souffleur zu sein.

Während er das schwarze Käppchen auf seinem Haupte etwas fester rückte, sah er jetzt ebenfalls durch den Vorhang in das wogende Publikum hinaus und versäumte nicht, einen Blick in die Prosceniumsloge zu werfen, wo er denn errieth, weßhalb Fleury hingesehen, denn er wußte nur zu gut, daß derselbe die schöne Sängerin und Schauspielerin Audinod nicht ungern sah. Er, als stiller Beobachter, hatte dieß aus der

Tiefe seines düstern Wirkungskreises längst bemerkt und dem entstehenden Verhältniß zwischen Beiden seinen Beifall gezollt, denn es war unstreitig das schönste Pärchen am Théâtre français. Da trat der Director Gossec auf die Bühne. Mit dem Blick eines Feldherrn übersah er die vom Theatermeister aufgestellten Decorationen nebst Prospecten, ertheilte dem Statisten-Director noch mehrere Aufträge, und bei dem Ausrufe des Inspicienten: „Platz, vom Theater!" verschwanden sämmtliche Anwesende von der Bühne.

Die Musik im Orchester begann.

Gleich in der ersten Scene, nachdem der Vorhang aufgerollt, erschien Fleury als Mohr; durch und durch eine so wilde afrikanische Natur, daß das Publikum dem Sohn der Wüste lauten Beifall entgegendonnerte. Sein Spiel war so von Wahrheit durchdrungen, so durchdacht und genial ausgeführt, daß man erst erkannte, welchen trefflichen Künstler man in diesem jungen Mann besitze, der fast in allen Fächern gleich groß und ausgezeichnet war.

Jetzt geschah sein Abgang. Tief drang jedes seiner Worte in's Herz, und unter den ehrenden Zeichen des Beifalls verschwand er, während noch lange der Applaus der begeisterten Menge nachfolgte, der in jener Zeit noch aus reiner Quelle floß und nicht, wie es jetzt geschieht, durch besoldete claqueurs, zu deutsch: Pfotenhauer, hervorgerufen wird.

Im Conversationszimmer angelangt, das mit den Büsten und Bildnissen berühmter Dichter und Tonkünstler ausgeschmückt war, wollte er sich auf einen Sessel niederlassen, als Mademoiselle Audinod durch die Thür hereintrat, welche das Zimmer mit der Prosceniumsloge in Verbindung setzte.

Fleury eilte auf sie zu, küßte ihr die Hand und führte sie auf den schwellenden Divan, als plötzlich einer der Theaterdiener hereintrat und ihr einen Brief überreichte, worin ihr vom Comité eröffnet wurde, daß ihr gewünschtes Benefiz in den nächsten Tagen stattfinden könne und man gern bereit sei, ihr Gretrys neue Oper: „der Wilddieb" zu besagtem Zwecke zu überlassen.

— Ihr Benefiz? nahm Fleury das Wort. — O, warum muß es gerade eine Oper sein, daß mir das Vergnügen ent-

zogen wird, Ihnen meine Verehrung durch das Spiel eines kleinen Röllchens an den Tag legen zu können.

— Sie sind allzu gütig! entgegnete die liebenswürdige Sängerin mit der ihr eigenen Freundlichkeit und Liebreiz. — Doch, scherzen Sie nicht zu früh, es könnte Wahrheit werden.

— Ich, soll in der Oper mitwirken? — Ha! schöne Amélie! es müßte sich fürwahr herrlich ausnehmen, wenn ich mich anschickte, meine Kehlenwerkzeuge durch einige Präludien zu restauriren. Sie müßten denn eine Rolle für mich haben, wo der Gesang vom Uebel ist.

— Dürfte ich hoffen?

— Verfügen Sie über mich.

— Es ist aber nur eine kleine Rolle, so ein kleiner Trabant.

— Wenn er die Sonne begleiten kann, wird er glänzen durch ihre Strahlen.

— O, ich zögere wahrhaftig! Doch, wenn ich der Hoffnung Raum geben dürfte, wenn Ihr gefeierter Name . . .

— Bitte, liebe Audinod! schweigen Sie von meinem Namen. Bis jetzt ist es mir wohl noch nicht gelungen, mir einen solchen in der Theaterwelt zu erringen. Was jedoch die Rolle anbelangt, so zögern Sie nicht. Ihnen zu Liebe spiele ich einen Statisten, Ihnen zu Liebe laß' ich mich in die Versenkung oder durch die Flugmaschine in den Wolkenhimmel werfen. Ja! für Sie, holde Amélie, will ich souffliren, will ich tanzen, donnern, blitzen und Lärm machen, daß der beste Theatermeister noch von mir lernen soll.

— Ei, mein lieber Fleury! Sie sind ja ganz Feuer und Flamme und — dieß Alles mir zu Liebe? — O, setzte sie mit schelmischem Lächeln hinzu, ich weiß wohl, daß in der Liebe Einflüsterungen Statt finden, daß es manchmal Tänze giebt und bei verkündendem Donner und Blitz am Wolkenhimmel des Lebens dann Mancher aus dem Fluge der Begeisterung bis in die unterste Versenkung der Wirklichkeit herabfällt.

— O, schöne Amélie! rief Fleury, vergessen Sie nicht, daß ich Characterspieler bin.

— Sie spielen auch Intriguants! tönte es ihm mit lieb-

licher Stimme entgegen, indem die kleine Schelmin auf das schwarze Antlitz deutete.

— Nur auf der Bühne, aber — nicht im Leben. Amélie! bestimmen Sie über mich, machen Sie mich zu Ihrem Requisiteur, verlangen Sie Alles von mir, verlangen Sie mein Herz, denn es ist . . .

— Ihr Stichwort! rief plötzlich der Inspicient in einem schneidend singenden Falsetton zur Thür herein.

Eiligst, aber dennoch mit einer graziösen Verbeugung gegen die schöne Sängerin, begab sich Fleury auf die Bühne. Diejenigen Collegen, welche während dieser Unterredung auf dem Theater beschäftigt waren, konnten es sich nicht erklären, wie Fleury heut' in der Zwischenpause so ganz und gar aus dem Gleise seines Characters getreten. Sonst pflegte er streng dergleichen Pausen noch mit dem Studium seiner Rolle auszufüllen und jetzt, wo er einen Intriguant spielte, war er der Audinod gegenüber der zärtlichste Liebhaber, ein Fach, das er zu jener Zeit mit einer Feinheit bekleidete, wie wir es in unsern Tagen nicht mehr erblicken und welches immer mehr an Zartheit verlor, je nachdem in Frankreich und Deutschland das kurze Beinkleid sammt seidenem Strumpfe verschwand.

Amélie eilte in ihre Loge. Kaum hatte sie Platz genommen, als im Publikum ein Murren hörbar wurde, das unfehlbar dem Darsteller Fleury galt. Sie blickte auf die Bühne. Himmel! da hatte Fleury vergessen, die schwarzen Handschuh anzuziehen. Er, als Mohr mit rabenschwazem Antlitz und unten die weichen weißen Sammethände. Der Contrast war zu fühlbar, um nicht den Unwillen der Zuschauer zu erregen, und wo muß denselben der Künstler stärker fühlen, als in Frankreich, in der Weltstadt Paris?

Der theaterbesuchende Franzos bringt statt Herz und Gemüth den Verstand mit und Jeder recensirt nach seinen Kräften. Dort herrscht die Regel auf der Bühne und jedes unrichtig gesprochene Wort, jedes kleine Versehen von Seiten der Schauspieler und der Direction wird laut und öffentlich gerügt, gleichviel, ob der Darsteller ein Anfänger oder ein Künstler ist.

Das Murmeln, bisher nur von Einigen angefacht, nahm mit jedem Worte, mit jeder Handbewegung Fleury's zu, der

jetzt augenscheinlich verlegen wurde und Alles aufbieten mußte, um Fassung zu behalten. Amélie ergriff eine namenlose Unruhe und Bangigkeit, denn sie klagte sich als die Ursache dieser Fahrlässigkeit an. Nur mit Macht hielt sie die Thräne in ihrem Auge zurück, als einige Colleginnen in der Loge jetzt selbst mit zu spötteln begannen, da es ihnen nicht entgangen, daß der erste Schauspieler der Sängerin Aufmerksamkeit schenke und für ihn auch einmal die Stunde komme, welche ihn bestimmte, die Wandelbarkeit und Laune des Publikums zu empfinden.

Die Scene, die Fleury zu spielen, war nur kurz, aber desto größer und erhabener wurde jetzt sein Spiel; denn als er bemerkte, daß Einige der Mitspielenden auffällig seine Hand betrachteten, wenn er dieselbe zu einer Action erhob, als er sah, daß diese Schadenfrohen durch ihre Aufmerksamkeit und das bronzirte Lächeln ihres Mundes die Unruhigen im Parterre immer noch mehr anzuregen trachteten, da ging er mit ausgehöhlten Schritten auf und nieder und aus seinen Augen schossen zermalmende Blitze.

Als er so seinen Feinden auf der Bühne gegenüberstand, die jetzt doppelte Bedeutung erhielten, als er schwur, sie beim Dogen anzuklagen und sich zu reinigen von dem Verdacht, da wurde seine Rede zu einem ganzen Stück und das Erhabene seines Spiels nur ließ die Unachtsamkeit vergessen. Wie von Furien getrieben, stürzte er durch den Säulengang ab, verfolgt von Murren, Zischen und gedämpftem Pochen aus den Räumen des Parterres.

Fleury war fast außer sich. Er, dem stets die Ehre des Dichters so heilig war, wie seine eigene, er, dem noch nie das kleinste Requisit gefehlt, er mußte sich heute eine Unachtsamkeit zu Schulden kommen lassen, die ihm alle Ruhe raubte. Krampfhaft erfaßte er die schwarzen Handschuhe, die auf dem Tische lagen, und zog sie an, während er grübelte, wie er die Scharte auswetzen wollte.

Da eilte Amélie herbei, um zu trösten, um zu helfen. Plötzlich fuhr Fleury auf; ein Gedanke durchblitzte sein Gehirn, mit dem Ausrufe: „Handschuhe! fleischfarbene Handschuhe!“ packte er den vorübergehenden Garderobier.

Selbiger flog mit einigen Gehülfen schnell von dannen, um aus irgend einer nahegelegenen Modewaarenhandlung das Verlangte herbeizuschaffen. Die Zeit drängte, denn alsbald mußte ja Fleury wieder auf der Scene sein.

Amélie eilte schnell in ihr Ankleidezimmer, wo sie in einem Schränkchen leichten Theaterschmuck und seidene Handschuhe verwahrte.

Fleury schaute nach allen Winden und rief nach den ausgeschickten Leuten; denn schon lief die Frist ab und der Moment nahete, wo er wieder auf die Bühne treten sollte.

— Verloren! ruft er schweißtriefend aus, — zertrümmert die einzige letzte Hoffnung, meinen Ruf, meine Ehre einzulösen.

Da eilt athemlos Amélie herbei und reicht ihm die schönsten seidenen, fleischfarbenen Handschuhe. — Fleury, der dienstfertigen Collegin seinen Dank stammelnd, zieht sie schnell über die schwarzen hinweg. Da naht sein Stichwort und — er ist auf der Bühne.

Amélie eilte erschöpft in ihre Loge.

Einer der Mitspielenden hatte die Worte zu sagen: „Seht, kommt dort nicht der Mohr?" — Bei diesen Worten richteten sich Aller Blicke dahin. Keck trat der Mohr einher; aber kaum wurde er dem Publikum ansichtig, als das Murren im Parterre wiederum seinen Anfang nahm und sich immer mehr ausbreitete.

Da trat plötzlich Fleury hervor und sprach nach den Worten seiner Rolle: „Nicht kümmert mich Euer scheeles Gesicht und Euer Gemurmel! für Euern Groll hab' ich ein Lächeln bereit."

Diese Worte, zu den Mitspielenden gesprochen, klangen gleichsam wie eine Verhöhnung und wirkten nur um so nachtheiliger auf die Menge, die in dem Wahn stand, daß es die natürliche Farbe seiner eigenen Hände sei. — Da sprach er mit Nachdruck die Stelle, welche jetzt seine Rolle mit sich brachte: „Täuschung! Täuschung! Ich wasche meine Hände in Unschuld und hoffe nicht, daß Ihr mich verdammen werdet."

Während dieser Worte zog er die weißen Handschuhe aus, und als er die Rede schloß, als er gleichsam triumphirend den Handschuh wie ein Fehdezeichen seinen Feinden hinhielt und die

Worte donnerte: „Wer's kann, zeih' mich der Schuld!“ da erscholl weitdröhnender Beifall durch das Haus, der nicht enden wollte.

Mit triumphirender Miene verbeugte sich Fleury vor der überraschten Menge, den huldvollsten Blick aber, der je seinem Auge entstrahlt, sendete er in Amélies Loge.

Lebhaft sprach man nach Beendigung des Aktes in den Logen und im Foyer von Fleury's Geistesgegenwart. Den größten Dank weihte er aber der theilnehmenden Audinod für einen Dienst, den nur ein Schauspieler würdigen kann, und zwar in einem Augenblicke, wo oft eine Stecknadel, ein Stückchen Papier oder ein schlichtes Band Dienste leisten, die nur derjenige wahrhaft zu schätzen weiß, der sich in so peinlicher Verlegenheit befunden.

Den andern Tag hielt in der Straße Richelieu ein Mieth-Cabriolet vor dem Hause, wo Amélie Audinod wohnte. Fleury stieg heraus und verfügte sich die Treppe hinauf, wo ihm die Sängerin entgegenkam und ihn freudig begrüßte.

Als selbiger Platz genommen, griff Amélie nach einer Zeitung und sprach: „Hier, bester Fleury, lesen Sie selbst, es ist wahrscheinlich in der Nacht gedichtet und gedruckt und hat mir viel Freude gemacht.“

Hier reichte sie ihm das „Journal de l'Empire“, wo ein treffliches Akrostichon Fleury's Talent feierte und von einem Kritiker verfaßt worden, der zu jener Zeit der Schrecken der Coulissenwelt war.

Ein mildes Lächeln spielte um die Lippen des bescheidenen liebenswürdigen Mannes. — Hm! sprach er, — der Mann, der dieses schrieb, meint es gut mit mir, doch wähnte er gewiß nicht, als er diese Worte dem Papiere anvertraut, daß mit ihnen zugleich der Same des Unfriedens ausgesäet werde; denn beim Theater erzeugt ja e i n Lob zehn Neider. Doch, lassen wir das. Geben Sie mir die Rolle zu Ihrer Benefiz-Vorstellung, wenn ich sie I h n e n zu Danke spiele, soll es mich mehr freuen, als das Lob der Journalisten.

Amélie öffnete ihre Toilette, nahm einen goldenen Fingerhut heraus und reichte ihn Fleury hin.

— Nehmen Sie diesen Colibri der Rollen! sprach sie

mit allem Schmelz ihrer Stimme, indem sie auf ein schmales Papierstreifchen deutete, das daraus hervorlugte. — In Ihren Händen wird er zu einem Phönix werden, der sich glänzend aus der Asche erhebt, denn — für ein großes Talent giebt es keine kleinen Rollen.

— Nun, so will ich mein Loos ziehen.

— Für mich wird es keine Niete sein.

Fleury lachte laut auf, als er den Text übersah, der sich nur auf zwei Zeilen erstreckte und lautete:

Ces accens, ce langage!
Vous n'êtes pas né au village!

— Nun, ließ sich der Künstler weiter vernehmen, gelernt hätte ich meine Rolle schon, wollen sehen, ob wir sie auch spielen können.

Mit Freuden besorgte er das Arrangement zu dieser Benefiz-Vorstellung, was derjenige gewiß keine Kleinigkeit nennt, der sich dereinst in solcher Lage befunden und weiß, welche tausendfache Hindernisse entgegentreten, ehe der Vorhang in die Höhe geht.

Der Tag der Vorstellung nahte. Mit Erstaunen las das Publikum Fleury's Namen auf dem Zettel. Fleury, der große Gefeierte im Besitz einer Rolle, die man vorher einem Episodenspieler dritter Klasse zugetheilt. Die Sache machte viel von sich zu sprechen. Das Haus war gedrängt voll, und der Componist Gretry dirigirte aus Achtung für die Sängerin diesen Abend das Orchester selbst, da er ihren trefflichen Leistungen manchen Sieg verdankte und nebst vielen Theaterbesuchern höchst gespannt war, was wohl Fleury aus der kleinen Rolle des Gutsbesitzers machen würde.

Schon die beschäftigten Mitglieder freuten sich über die trefflich gewählte Maske, als Fleury aus dem Garderobezimmer trat und Theil an dem Gespräche nahm, welches den freundlichen, ewig heitern Componisten Gretry zum Gegenstand hatte.

— Ja! begann der Sänger Laniez, es hat mich immer ergriffen, wenn mir mein Vater erzählte, wie Gretry einmal in seiner frühesten Jugend den Himmel angefleht, daß er ihn lieber von der Erde wegnehmen sollte, wenn es ihm nicht gelänge, ein rechtschaffener Mann und ein großer Musikus zu

werden. Noch selbigen Tages, erzählte Laniez weiter, bestieg Gretry mit einigen Jugendgenossen einen der Stadtthürme in Lüttich, um die daselbst aufgehängten hölzernen Glocken läuten zu sehen, deren man sich in der heiligen Woche daselbst statt der andern bediente. Während er so dasteht, stürzt ein Balken herab und wirft den armen Gretry bewußtlos zu Boden. Die Anwesenden hielten den Knaben für verloren und eilten einen Priester zu holen, damit er ihm die letzte Oelung reiche. Der junge Gretry kam aber schnell wieder zu völligem Bewußtsein. Als er etwas Fassungskraft erlangt, kniete er auf den Balken nieder und rief mit Begeisterung: Ich bin gerettet! der Balken hat mich nicht erschlagen; aus mir wird ein braver Mensch und ein großer Musikus werden.

— Herrlich! herrlich hat es sich erfüllt! riefen Mehrere im Kreise und lauschten dann der Rede des Bassisten Chardini, welcher erzählte, daß Gretry, als er neulich mit ihm spazieren gegangen, einem armen Manne seine wenige Baarschaft gereicht und nachher gesagt: wenn er einen Bettler sähe, so wäre ihm immer zu Muthe, als ob er eine falsche Note höre.

Noch viel Gutes von dem trefflichen Manne, der zu jener Zeit das Idol der Franzosen war, kam zur Sprache und die Künstler würden sich noch länger von ihm unterhalten haben, wenn sich nicht jetzt Fleury langsam hinter die Coulissen begeben hätte, da sein Erscheinen auf der Bühne nicht mehr fern war. Er hatte nämlich einen alten Gutsherrn darzustellen, den die Frau eines armen Mannes aus seinem Dorfe anfleht, ihren verhafteten Mann der schweren Strafe zu entheben, die er wegen eines Jagdfrevels büßen soll, weil er zum Hochzeitsmahl seiner Tochter in der Waldung seines Gutsherrn einen Hirsch geschossen.

Da naht die Scene, wo die arme Frau auf den Gutsherrn wartet, um von ihm Gnade für Recht zu erflehen.

Fleury erschien. Sein freundliches Gesicht umschattete ein trüber Ernst. Die Frau sinkt vor ihm in's Knie, hält ihn auf, fleht und drängt. In diesem Augenblick schien er gleichgültig gegen die Worte der Bäuerin; als aber die Wahl ihrer Ausdrücke, gesprochen mit der größten Erregung des Schmerzes gleichsam einen Sturm auf sein Herz machten, kehrte

er sich wohlwollend nach ihr hin und mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes ihrer Worte lauschend, griff er fast instinktmäßig nach seinem Hute, lüftete ihn ein wenig und senkte ihn gleichsam unbewußt immer tiefer herab. Als die Frau ihre eindringliche Rede geendet, stand ihr der Greis in einer malerischen Haltung gegenüber, eine Haltung, die einen Gruß bezeichnete, voll der innigsten Theilnahme und Ehrerbietung. Diese so fein schattirte Pantomine wirkte drastisch auf die reichversammelte Menge, die in einen Beifallsjubel ausbrach, daß die wenigen Worte, die Fleury zu sprechen hatte, gänzlich übertäubt wurden.

Als der Vorhang gefallen, wurde die liebenswürdige Benefiziantin und zugleich Fleury gerufen. Hand in Hand erschienen Beide, um noch einmal den Zoll des reichsten Beifalls in einem weithinschallenden Bravorufe hinzunehmen, in den selbst der Componist Gretry einstimmte, der heute sein Werk auf eine Art gekrönt sah, die ihn zum regsten Danke entflammte.

Fleury begleitete die überglückliche Sängerin bis an ihre Wohnung, mit dem Versprechen, ihr den folgenden Tag einen Besuch abzustatten.

Mit dem frohen Bewußtsein erfüllter Pflicht ging er von dannen und — ist es dem Künstler wohler, als wenn er zu sich sagen kann: Du hast dir selbst genügt? Nicht den Helden des Schlachtfeldes beneidet er um seine Siege. Wer der Kunst und durch sie sich selbst genug gethan, nimmt sich selbst den Lorbeer, denn Kunst ist Leben, ist die vom Menschen wieder erschaffene Welt. Was das Leben auswirft, ist auch der Kunst preisgegeben und alles Andere erbleicht in ihrem Glanze. Die Kunst ist der trostbringende Genius am Schmerzenslager der Schwachen und Gebeugten; ihre heiligen Lehren lassen uns empfinden, wie groß die Bürde, die wir zu tragen bestimmt sind; sie stärkt uns, indem sie uns die Kräfte ahnen läßt, welche in unserm Busen erwachen und flügelt uns empor in ihre Heimath, indem sie, gleich der ewig waltenden Natur in der Zerstörung das Schaffen und im Untergange des Endlichen das Ewige zeigt.

Am andern Morgen erwachte Fleury, nachdem das Bild der liebenswürdigen Künstlerin ihm selbst im Traum erschienen war.

— Bernard, sprach er zu sich selbst, — soll es dir bestimmt sein, allein durch das Leben zu schleichen? — Bisher war die Kunst deine Braut, du hast ihr gedient mit ganzer Seele und nur in ihr und durch sie gewannst du den Frieden. Doch, bedarf der Künstler nicht eines Wesens, dem er sich mittheilen kann in den harmlosen gemüthlichen Stunden des häuslichen Lebens, oder soll er allein stehen, damit nicht häusliche Sorge und Mitempfindung Anderer Leiden ihn abzieht von seinem Streben, um nur ihr, der hohen Göttin, der Kunst, allein zu huldigen?

Wenige Stunden darauf begab er sich zu Amélie, die ihn höchst heiter und im ganzen Glanze ihrer Liebenswürdigkeit empfing. Nachdem sich Beide über Kunst und Leben unterhalten und auch der Handschuhe an jenem Abend gedacht wurden, da ermannte sich Fleury und sprach: Liebe Amélie! Sie gaben mir damals Ihre Handschuhe und — ich war glücklich. Jedoch das höchste Glück würde mir zu Theil werden, wenn — wenn Sie mir Ihre Hand reichen wollten.

Amélie schlug die Augen nieder; ihr Herz pochte, sie gewährte.

Einige Tage nachher hatte die Künstlerin die gewichtigsten Mitglieder des Théâtre français zu einem kleinen Gastmahl eingeladen, da sie gleichsam den bei ihren Benefiz beschäftigt gewesenen Sängern eine kleine Revanche schuldig war. Unter ihnen befand sich auch der heitere gemüthliche Gretry, der zur rechten Hand der Gastspenderin saß, während Fleury die andere Seite einnahm.

Muntere Rede und fröhlicher Scherz würzten das Mahl, wo es nicht an kleinen Anspielungen auf ein Liebesverhältniß fehlte und Gretry im Uebermaße seiner Laune öfters seine Opern: „der Freund vom Hause" und der „Amant jaloux" citirte.

Als die Diener ein wohlgeordnetes Dessert, bestehend aus Orangen, Pfirsichen und Melonen herumgereicht, wurden Charaden und dergleichen Sachen zur Erregung der Fröhlichkeit aufgegeben, und Fleury, nebst der schönen Audinod, von der schelmischen Soubrette, Mademoiselle Paulin, aufgefordert, eine

Neuigkeit oder eine interessante Scene aus dem Leben zu erzählen.

Alle Anwesenden stimmten ein und glaubten das Pärchen in eine kleine Verlegenheit gebracht zu haben, als sich Fleury mit heiterer Ruhe erhob.

— Sie wünschen eine Neuigkeit?

— Ja! ja!

— Bon! Ich werde dabei auch noch ein Kunststück produciren.

— Wie? eine Kunstfertigkeit?

— Ja! durch die schwarze Kunst. Eine Neuigkeit, mündlich oder gedruckt.

— Gedruckt!

— In wie viel Minuten?

— In fünf Minuten.

— Jean!

Der Diener erschien.

— Die Briefe!

Schnell eilte Jean herbei und übergab jedem Gast einen Brief mit der bestimmten Adresse. Alle öffneten mit Begier das zierliche Couvert, eine Karte fiel heraus und wie aus einem Munde ertönte es:

Bernard Fleury

und

Amélie Audinod

empfehlen sich als Verlobte.

* *
*

Vier Wochen darauf waren sie vermählt.

Die betriebsamen Flöhe auf der Leipziger Messe.

Nachdem ich mir den großen Elephanten angeschaut, juckte es mich, auch noch die betriebsamen Flöhe zu sehen, denn „ein Floh ist mir ein sauberer Gast". Die ganze Truppe, welche in der Bräzel wohnte, bestand aus 16 lebenslänglich engagirten Mitgliedern, weßhalb sie auch sämmtlich in der Wolle saßen. — Sechzehn Flöhe in einer Bräzel, pfui Teufel! doch Spaß bei Seite, ich begab mich in die Floh-Arena, wo sich schon Publikum eingefunden.

Endlich trat der große Moment ein. Die Herren Schwarzkünstler waren sehr frivoler Natur und ich bemerkte durch meinen Opernjucker, daß sie es unter sich gar nicht an Sticheleien fehlen ließen.

Der Erste aus der Künstler-Gesellschaft war ein Floh comme il faut. Er parirte auf jedes Wort, machte links und rechts wie ein ausexercirter Rekrute. Erst als er seine Künste gezeigt, erfuhren wir den Namen dieses holden Jünglings, der Director nannte ihn den kleinen Joseph. Ein keuscher Joseph schien es nicht zu sein, nein! er stach seinen Brod- oder vielmehr seinen Blutherrn immer in die Hand und war sonach sehr fleischlich gesinnt.

Der Herr der Flöhe wollte, wie es schien, diesen seinen Günstling belohnen, er setzte ihn auf die linke Hand, wo der Wüthende gleich seinen Rüssel zog.

Ich floh vor diesem Floh und rief entsetzt: Herr! dieser Floh, dieser Schwarzgelbe, der da auf der Linken sitzt, das ist ein Wühler, der macht böses Blut, verbannen Sie ihn aus der Versammlung, sonst wiegelt er die Andern auf und die Floh-Anarchie ist fertig.

Ohne Sorge, mein Herr! entgegnete der Besitzer der kleinen Menagerie. Wenn ich diesem Floh eine gute Stelle gebe, wo er sich recht satt saugen kann, so wird er das gemüthlichste Vieh von der Welt. — Der Mann setzte ihn von der Linken auf die Rechte, suchte eine weiche behäbige Stelle und — der

Floh war ruhig, so ruhig, daß der Herr ihm eine kleine goldene Kette anlegte.

Ein Floh in Ketten, dieß war mir außer'm Spaß, vorzüglich, als der Thierbändiger noch Einen hervorholte, mit dem er auf gleiche Art verfahren. Dieser befand sich an der Kette ganz cannibalisch wohl. Gefesselt, in Banden und da noch guter Dinge? Ich dachte: dieser Floh ist ein Philosoph, von dem man lernen kann und wenn man schon in Spandau oder auf dem Spielberg wäre.

Jetzt kam ein Floh an die Reihe, welcher sich als Schnellläufer ausgebildet. Dieser lief auf Commando seines Herrn binnen sechs Sekunden um einen Thaler herum. — Ich dachte, hol' der Kuckuk diesen Verschwender, der bringt ja auf diese Art in einer Minute zehn Thaler durch? Als dieser Lucullus, dieser Ernst Mensen unter den Flöhen, den Segen des Mannsfelder Bergbaues mit Füßen getreten, übersprang er noch sechs seiner Collegen, die vor ihm saßen.

Ich forschte nach diesem Vollbluthengst, von wo und wannen er gekommen. Da erfuhr ich, er sei bei einer alten adeligen Dame auf und zu Flohhausen gefangen worden und sei sonst ein sehr stolzer Patron.

Ganz natürlich! entgegnete ich, der Kerl weiß, daß er adeliges Blut in sich hat, deßhalb gelang es ihm auch, in seiner Carriere seine Vordermänner zu überspringen.

Jetzt öffnete der Carter, der van Amburgh der Flöhe, das Fach Nummer 4, denn die Flöhe waren Alle nummerirt, wie die Berliner Eckensteher. Nummer Vier war Seiltänzer und hielt ganz vortrefflich Balance. Ich dachte, wenn die Diplomaten das Gleichgewicht Europas so halten könnten, dann wäre es gut.

Der Floh Nummer Fünf hieß Hellmuth. Es heißt nun: „Hellmuth war ein Friedensstörer und that selten seine Pflicht," aber dieser hier erfüllte sie äußerst pünktlich. Sein Herr setzte ihn in ein Weinglas und er sprang auf Befehl heraus. Das ist viel. So mir nichts, dir nichts gleich vom Weinglase abzuspringen, dieß kostet Ueberwindung, dieß macht ihm nicht ein Jeder nach.

Nummer Sechs, ein Floh, dessen Name unbekannt, da

sein Pathenbrief verloren gegangen, trug an der linken Seite einen goldenen Schleppsäbel. Ich dachte, wie so Mancher trägt auf der Welt einen Säbel, der nicht mehr als ein Floh ist.

Als der Krieger, oder vielmehr der Kriecher, vom Schauplatz seiner Thaten abgetreten, kamen sechs Flöhe angesetzt, welche in einem Compaß auf der Magnetnadel Platz nahmen und diese in Bewegung setzten. Wie derjenige Floh hieß, der sich an die Spitze der Bewegung gestellt, weiß ich nicht. Wahrscheinlich Wilhelm.

Der Künstler Nummer Acht war ein Springer zum Küssen. Er wurde auf ein Buch gesetzt, „Geschichtstabellen von Kohlrausch" und so sprang er aus einem Jahrhundert in's Andere. Aus den punischen Kriegen hüpfte er zu den Kreuzzügen und trieb sich kurz darauf im dreißigjährigen Kriege herum. Dieser Floh war ein sehr frivoler Monsieur. Immer trieb er sich bei den Weibern herum. Kaum hatte er die Catharina von Medicis verlassen, so hüpfte er zur Jungfrau von Orleans und endlich sprang er gar auf die Maintenon. Dieser Schwarze war wahrscheinlich Souffleur der Gesellschaft. Warum? Weil er oft ganze Seiten übersprang.

Als dieser ruhmreiche Floh wieder in sein achtes Loch gekrochen, tanzten vier seiner Genossen einen Contre, und zwar so schön, daß ein neben mir stehender Tanzmeister „Bravo" und zwei Schneidergesellen „Hierbleiben!" riefen. Kurzum, diese Flöhe gefielen so, daß sie noch einmal auf die Bühne heraus mußten. Schade, daß ich nicht einen Blumenstrauß, oder einen Kranz mitgebracht, ich hätte ihnen diesen Wackern zugeworfen.

Die Vorstellung war zu Ende und das Publikum entfernte sich. Als ich mich hinwegbegeben wollte, nahm mich der Director höflich bei Seite und sprach: Mein Herr! ich weiß, Sie sind Journalist, Sie sind Redakteur, ich lege Ihnen meine Flöhe an's Herz. Ja! Sie redigiren die „Zeitung für die elegante Welt", Sie werden sich der armen Gedrückten annehmen, vorzüglich, da drüben der Elephant gegen sie Cabale spielt. In Prag und Dresden hatten sie schon mit dem großen Schweizer-Ochsen zu kämpfen und wie ich höre, ist auch noch eine Menagerie mit sechs Löwen im Anzuge. Wenn diese kommen, dann muß ich mit meinen Flöhen springen.

Ich erwiederte: Herr! ich wünsche Ihren Künstlern alles Glück, aber was würden die Lions sagen, wenn ich in die elegante Welt Flöhe bringen wollte. Ich habe leider aus Rücksichten für meinen Verleger schon manchmal einen Esel in mein Blatt aufnehmen müssen, aber Flöhe, ich müßte ja Sticheleien ertragen, so lange ich lebe.

Herr! ich thue ein Uebriges, ich schenke Ihnen Nummer Eins, der nach Commando auf die Hand hüpft und ganz fein sticht.

Ich danke sehr, mein werther Flohherr, gar nicht nöthig, es giebt schon so Literaten, die an mir herumzwicken und mich bis auf's Blut aussaugen, mit einem Wort: ich kann, ich will nicht.

Sie wollen nicht? Wohlan, so werde ich mich rächen.

Wie so?

Sehen Sie hier diese Schachtel?

Ja! es sind wahrscheinlich Pillen darin.

Nein! dreihundert Flöhe, die noch abgerichtet werden sollen. — Er drängte sich in meine Nähe und wollte die Schachtel öffnen.

Herr des Lebens, jetzt hättet Ihr sehen sollen, wie ich aus der „Bräzel" kam. Ich kratzte aus wie 1806 die Preußen bei Jena; in meinem Leben hat mich eine Schachtel nicht so in Trab gesetzt, denn ich sah im Geist die Dreihundert hinter mir drein springen. Da fiel mir aus dem Haus- und Wirthschaftskalender ein, daß die Flöhe durch Säure vertrieben werden können. Ich lief augenblicklich in den demokratischen Verein, weil ich ahnte, weil ich die Ueberzeugung, daß dessen ganze Sache Essig ist.

Spät in meiner Wohnung angelangt, war die Erinnerung noch immer wach. Ich dachte: du willst dich homäopathisch curiren. Gleiches mit Gleichem. Ich machte Witz über die Sache, weil der Witz die Flöhe des Gehirnes sind, und — siehe da, es half, ich schlummerte, erst mittelmäßig, dann passabel und endlich ganz vortrefflich.

Früh gegen fünf Uhr wurde ich plötzlich durch einen Stich in der Seite incommodirt. Das Seitenstechen nahm überhand, ich wachte auf und — siehe da, der Floh, der famose Sprin-

ger in der Weltgeschichte saß auf meinem Bettrand und bot mir einen „guten Morgen!"

Ich zog höflich meine Nachtmütze und sprach: „I, guten Morgen, Nummer Acht! was führt Sie denn schon so früh zu mir?"

— Die Desperation, rief er mit glührothem Angesicht. Verzeihen Sie, daß ich Sie gestochen; erstens wollte ich nicht so ganz nüchtern vor Ihnen erscheinen und zweitens brauche ich jetzt einen aufgeweckten Menschen.

— Was ist geschehen, Herr Floh? spannen Sie mich nicht auf die Folter. Sie haben mir da mit dem aufgeweckten Menschen einen famosen Floh in's Ohr gesetzt.

— Hören Sie mich an. Ich bin meinem Director durchgegangen, ich habe den Contract gebrochen. Ich hatte ein Verhältniß mit der ersten Liebhaberin unserer Bühne, ich hatte eine ziemliche Gage, aber Alles, Alles habe ich im Stich gelassen.

— Warum! weßhalb! jetzt aus so einem warmen Engagement, ein Leichtsinn . . .

— Der verzeihlich, wenn Sie unsern Director etwas näher kennen. — Ich wollte Zulage haben, abgeschlagen. Ich wollte drei Wochen Urlaub haben, um anderwärts zu gastiren, abgeschlagen. Nach dem neuesten Contract ist von Spielhonorar keine Rede und etliche meiner Collegen, die früher aus seiner Hand Nahrung empfingen, diese hat er in letzterer Zeit bei solchen Gelegenheiten auf der Madam ihren alten Mops gesetzt. Nein! in einem Engagement, wo schon etliche meiner Collegen auf den Hund gekommen, da kann ich nicht länger aushalten. Nein! dieß bringt mein Blut in Wallung, denn hier kommt nicht allein der Künstler, hier kommt der Floh in Betracht.

— Wie soll ich dieß verstehen? es ist für mich ein milesisches Mährlein.

— Ist unser Geschlecht nicht des Ruhmes voll? Eine Kaste der Indier zollt den Flöhen göttliche Verehrung. Ein italienischer Dichter fertigte ein Gedicht auf die Flöhe und aus Göthe's Flohlied im „Faust" ist zu ersehen, daß einst ein König einen Floh wie seinen eigenen Sohn geliebt und ihm Kleider wie Hosen hat anmessen lassen. Auch meinem Director will ich jetzt die Hosen anpassen und Sie sollen mir helfen.

— Ich bin doch kein Schneider, ich bin Schriftsteller.

— Da sind Sie gerade der rechte Mann! Ich hoffe und wünsche, daß Sie meine Vertheidigung übernehmen werden. Thun Sie es, ich werde mich dafür abfinden. Leben Sie wohl.

Somit hüpfte er hinweg.

Ich habe mich des Flohes getreulich angenommen und dem Publikum andern Tages erklärt, daß dieser Floh einzig und allein nur deßhalb aus seinem Engagement entwichen, da er die Bemerkung gemacht: daß sein Director — ein großer Knicker ist.

Inhalt.

Seite

Von Vier bis Sechs. Komisches Originalgemälde in einem Aufzug und drei Rahmen. 3

Korbmachers Liebe und Sieg. 30

Das Lustspiel im Militairbad. Eine wahre Geschichte. 36

Epigramme. 39

Der Unentschlossene. 43

Beitrag zur Geschichte des heimlichen Gerichtsverfahrens. Leidensgeschichte aus dem Leben eines Sonntagsjägers. 57

Humoristische Betrachtungen auf einem Spaziergange durch das Reich der Opern=, Commers= und Tafellieder. 61

Menschen, Cigarren, Rauchtabak und Tabakspfeifen. 68

Das Ständchen. 70

Leipzigs Straßen und Gäßchen. Ein topographisches Späßchen. . 76

Concert=Opern=Sänger und Singvögel Eine humoristische Parallele aus der Vogelperspective. 80

Der rothe Handschuh. 84

Bernard Fleury. 87

Die betriebsamen Flöhe auf der Leipziger Messe. 100

Druck von W. Steinmüller in Düben.

Literarische Anzeigen.

In demselben Verlage ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu bekommen:

Humoristisch-komisches Witz- und Carricaturen-Pfennig-Magazin.

Illustrirt
von
Grandville, Seymour, Daumier, Alophe, Forest, Gavarni, Janet-Lange, Lorentz, Monnier, Vernier, Cruikshank, Cham, Emy, Normann
und anderen vorzüglichen Zeichnern in diesem Genre.

In zwanglosen Lieferungen à $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Ausgegeben sind bereits 110 mit mehr als 300 Bildern verzierte Lieferungen dieses Werkes.

Wir verweisen jeden Freund humoristischer Lectüre über den Werth dieses Werkes auf sein eigenes Urtheil, das er sich durch eigene Anschauung bilden mag, und sind der festen Ueberzeugung: die wahrhaft komische Weise, wie unser Werk, sowohl in Wort als Bild die heitere Seite des Lebens dem Auge vorführt, wird ihm viel Freunde und Käufer gewinnen.

Conversations- und Complimentirbuch

vom
Frhrn. v. Sternberg.

In 2 Lieferungen $12\frac{1}{2}$ Ngr.

Motto: Eure Rede sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzet, daß Ihr wisset, wie Ihr einem Jeglichen antworten sollt.

Esaias Tegnèrs Frithjofssage

wohlfeilste deutsche Ausgabe.

Uebersetzt und mit den nöthigen Erläuterungen versehen

von

Hartmann.

Taschenformat. Preis 7½ Ngr.

Esaias Tegnèr ergriff die uralte Skaldenharfe und sang sein herrliches Lied die „Frithjofssage". Jedes Gemüth wurde tief ergriffen von dem hehren Gesange und die Welt von ihm durchdrungen; wir zählen jetzt kein civilisirtes Volk mehr, das nicht eine Uebertragung desselben besäße und sich des hohen Werthes dieses Werkes des unsterblichen Skalden bewußt wäre. Wir bieten hier dem deutschen Publikum eine treue, und in Form und Sprache dem Original nachstrebende Uebertragung.

Kleine praktische Turnschule

oder

Gymnastik des menschlichen Körpers für Turner beiderlei Geschlechts.

Nach den reinen Grundsätzen der Anatomie, Physik und Anstandslehre

von

C. F. Zehmen,

Bacc. d. Med.

Geh. Preis 7½ Ngr.

Seitdem die Nützlichkeit und Nothwendigkeit einer Gymnastik für die Ausbildung des menschlichen Körpers allgemein anerkannt, dürfte es um so nothwendiger erscheinen, diesen Uebungen etwas Geregeltes zu geben, um alles Nachtheilige und Unanständige aus demselben zu entfernen. Eltern und Lehrern sei obiges Werkchen als Leitfaden bestens empfohlen.

Buch für die Jugend gebildeter Stände.

Herausgegeben
von
C. Schmaltz.

Elegant gebunden, auf schönstem Velinpapier. 3 Bände.
à 1 Thlr.

Es ist diese gewiß eine der schätzenswerthesten Gaben für die Jugend. — Nur das sollte ihr in die Hände gegeben werden, das so vollendet dasteht, daß es jedem späteren Alter nicht minder als der Jugend gefalle.

Tischreden und Trinksprüche

bei Festmahlen der Freude.

Nebst passenden Beantwortungen ausgebrachter Gesundheiten für alle Fälle des Lebens.

Geheftet $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Es bildet dieses Bändchen einen Theil der für jeden Mann, der in der Welt sein Glück machen will, unentbehrlichen „Conversations- und Gesellschaftsbibliothek."

Neueste und vollständige gründliche

Anweisung zum Häkeln

der Spitzen, Manchetten, Hauben, Kindermützchen, Börsen, Tücher, Handschuhe, Bettdecken, Shawls u. s. w. Nebst einer großen Auswahl der neuesten und geschmackvollsten Muster in diesem Fache, größtentheils erläutert durch faßlich dargestellte Abbildungen von Louise Hertel.

Preis: $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Bibliothek der neuesten deutschen Classiker.

Miniatur-Ausgabe. Abgeschlossen in 50 Bändchen. Dritte Auflage.

à Bändchen $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Ausgabe im Schillerformat in 20 Bändchen.

à Band $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Nur das Vorzüglichste von diesen und anderen ausgezeichneten Schriftstellern findet Aufnahme in unserer Bibliothek. Sie soll so viel von einem Jeden liefern, als hinreicht, seine Eigenthümlichkeit zu erkennen und seine Bedeutsamkeit in der Geschichte unserer Literaten festzustellen. Von dem Besten aus der neueren und neuesten Deutschen Literatur das Beste zu geben ist unser Bestreben; es soll seinen Werth für jede Zeit und jedes Alter behalten, und die Erzeugnisse der Schriftsteller Deutschlands Jedermann zugänglich, die Namen unserer jüngeren, unserer gefeiertesten Literaten überall bekannt machen, und den Sinn für das Edle, Schöne und Große überall wecken. Wir dürfen obiges Werk als eine ächte

Deutsche National-Bibliothek

betrachten, die in keiner Hausbibliothek, so wenig wie in den Büchersammlungen von Lehrern und Schülern fehlen sollte.

Unsere Bibliothek wird bei ihrer allgemeinen Verbreitung den Sinn für edle Lectüre wecken, sie wird das Schlechte, was jetzt häufiger als je auf dem Boden unserer überreichen Literatur aufschießt, unterdrücken und verdrängen helfen, sie wird dem deutschen Volke die Schätze deutscher Geistesprodukte erschließen und ihm zeigen, wie viel tiefer diese zum Herzen sprechen als jene ausländische Waare, die zum Nachtheil unserer eigenen herrlichen Literatur meist in den schlechtesten undeutschesten Uebertragungen den Büchermarkt überschwemmen.

Wir hoffen mit Zuversicht, unsere Bibliothek wird dazu beitragen, diesem Unwesen zu steuern.

Um die Anschaffung dieses Werkes einem Jeden zu ermöglichen und zu erleichtern, erschien von jeder der beiden Ausgaben von 4 zu 4 Wochen eine Lieferung im Preise von $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Bibliothèque amusante pour la jeunesse.

Nouvelle édition.

3 Bände, geheftet à $1\frac{1}{2}$ Rthlr., gebunden à $1\frac{2}{3}$ Rthlr.

Jeder Band wird einzeln abgegeben.

Je mehr es üblich geworden, unserer heutigen Jugend in den Häusern der höheren Stände eine theilweise französische Bildung zu geben, um so fühlbarer dürfte wohl der Mangel an wahrhaft kindlicher französischer Lektüre geworden sein. Welchen Eltern und Lehrern, die die Beischaffung solcher Unterhaltungs- und Bildungsmittel für ihre Kinder und Zöglinge besorgen, dürfte dieser Mangel nicht schon fühlbar geworden sein? — Wir bieten diesem Publikum obiges Werk in der Hoffnung, einem wirklichen Bedürfnisse entgegenzukommen und werden fortfahren, Aehnliches zu liefern.

Kochbuch für Junggesellen,

oder

Anweisung, sich außer Thee und Kaffee noch eine Menge anderer Speisen und Getränke schnell und wohlfeil auf dem Zimmer selbst zu bereiten. Ein Ersparungsbuch.

3te Auflage. Geh. $6\frac{1}{4}$ Ngr.

(Familien-Kochbuch.)

Vollständiges Kochbuch für Hausfrauen und angehende Köchinnen.

Herausgegeben von drei erfahrenen Hausfrauen: Louise Apel, Bertha Schneider und Rosalie Gruber.

Gebunden 10 Ngr.

Dieses Kochbuch ist jeder jungen Hausfrau ganz unentbehrlich, und in keiner Familie sollte es fehlen. Es ist im Verein von drei sehr erfahrenen und geschickten Frauen, von denen die eine längere Jahre Köchin in mehreren großen Hôtels war, verfaßt worden, und es entspricht allen Anforderungen auf das Vollkommenste, welche man an ein Kochbuch nur immerhin machen kann.

Gewerbe-Zeitung

für

Tischler (Schreiner).

Mit vielen Abbildungen und Mustern.

13 Hefte (jedes à 5 Ngr.)

Förste

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Drobisch, Theod.

Humoristische Barrikaden

Lpzg. 1849

P.o.germ. 282 tc
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107449-3